

Jean Paul Gaultier, Alain Berset, Dominik Kaiser, Dante

Nummer 37 – 10. September 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

Sandburg Europa

Die EU und die internationale Flüchtlingskrise.

Von Rico Bandle, Beat Gygi, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser und Kurt Pelda

Hochzeitsferien in Eritrea

Asylanten reisen fröhlich in ihre Herkunftsländer. *Von Philipp Gut*

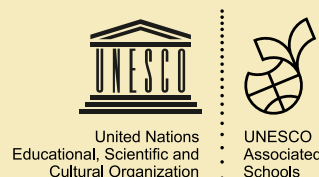
Psychologie der Untreue

Zwei Frauen, zwei Standpunkte. *Von Beatrice Schlag und Regula Stämpfli*





GYMNASIUM & INTERNAT
KLOSTER DISENTIS



Via Disentis an die besten Universitäten.

Warum Disentis?

Weil wir seit bald 1400 Jahren Schule machen – fast so lange, wie das Kloster Disentis besteht. Weil wir die besten Schülerinnen und Schüler haben wollen und sie nach Noten fördern. Auch finanziell. Weil wir die zweisprachige Matura (D/E) anbieten – als erstes Gymnasium im Kanton Graubünden. Und über ein Netzwerk wie kein anderes verfügen: Alumni-Vereinigungen, Assoziation mit der UNESCO und die weltweite Verbindung der Benediktiner.

Warum Internat?

Weil Ihr Kind seine Erfolgsaussichten am Gymnasium und an der Universität erhöht. Weil es nämlich Dinge lernt, die man an keinem Gymnasium und keiner Universität lernen kann. Und auch nicht zuhause.

**Mehr unter:
www.der-weg-nach-oben.ch**

«Das beste Internatsgymnasium der Schweiz» DIE WELTWOCH

Gymnasium schnuppern

Ohne Voranmeldung:
2. bis 4. November 2015

Internat schnuppern

Jederzeit nach Voranmeldung:
2 Tage / 200.–

Fortsetzung

matura@gymnasium-kloster-disentis.ch
Telefon +41 (0)81 929 68 68



Die Aussengrenzen verfließen: Flüchtlingsdemonstration in Dortmund.

Intern: Sandburg Europa

Wie ist es möglich, dass ein Lastwagen mit erstickenden Menschen im Laderaum in der EU Hunderte von Kilometern und über Grenzen fahren kann, ohne dass er jemals kontrolliert wird? Wo sind die Grenzkontrollen? Wo sind die europäischen Institutionen? Die Europäische Union wird von einer Flüchtlingswelle überschwemmt wie eine Sandburg vom Meer. Die staatlichen Einrichtungen bröckeln, halten dem Druck nicht stand, die Aussengrenzen verfließen. Dass die EU grosse Konstruktionschwächen aufweist, wurde bereits in der Euro-Krise sichtbar. Der Eindruck verdichtet sich angesichts der Migrationsströme. Kann dieses Gebilde, weder Staat noch Staatenbund, den hoheitlichen Aufgaben gerecht werden? Ist die EU in der Lage, die historisch gewachsenen Eigentumsordnungen in den Mitgliedsländern zu schützen? Unsere Berichte und Reportagen von Seite 18 bis 29 zeichnen ein differenziertes, leider ungutes Bild der Lage.

Die Schweiz ist seit Jahren ein Magnet für Eritreer. Der Bund geht davon aus, dass diese in der Heimat verfolgt werden und an Leib und Leben bedroht sind. Deshalb liess die Meldung aufhorchen: Das Zivilstandsamt Ausserschwyz stiess auf mehrere Fälle von anerkannten Flüchtlingen, die nach Eritrea geflogen waren, dort geheiratet und offizielle Papiere erhalten hatten und schliesslich problemlos wieder zurückreisten. Etwas stimme hier nicht, fanden die betroffenen Gemeinden. Tatsächlich werfen die fröhlichen Reisen Fragen zur Aufnahme-politik des Bundes auf, wie die Recherche von Philipp Gut zeigt. **Seite 42**

In den letzten Jahren konnte man in den Medien ständig davon lesen, dass Frauen genauso lustgetrieben seien wie Männer, dass sie beim Fremdgehen den Männern kaum mehr nachstünden. Als Beweis wurde oft das Seitensprungportal Ashley Madison oder die Dating-Plattform Tinder aufgeführt, bei deren Benützung sich Frauen ebenso abenteuerlustig gäben wie Männer. Die gehackten Nutzerdaten von Ashley Madison zeigen nun: Fast alle Frauenprofile waren gefälscht, es gab fast keine richtigen Frauen im Angebot. Ist das Bild der Frau, die unkompliziert sexuelle Abenteuer sucht, also doch eine Männerfantasie? «Ja», meint Redaktorin Beatrice Schlag, die sich seit vielen Jahren mit dem Thema befasst. «Nein», kontert Politologin Regula Stämpfli in einem zweiten Beitrag: Guter Sex habe auch für die Frau vor allem mit dem Unbekannten zu tun. **Seite 54**

Es gehört schon eine grosse Portion Sendungsbewusstsein dazu, wenn ein siebzehnjähriger Gymnasiast Bewerbungsmappen an 27 internationale Modehäuser verschickt. Es war dann Pierre Cardin, der als Erster das Genie von Jean Paul Gaultier erkannte und ihn zu sich ins Büro bestellte – exakt an dem Tag, an dem sein künftiger Eleve seinen 18. Geburtstag feierte. Als Sven Michaelsen den Franzosen in dessen Pariser Firmenzentrale zum Gespräch traf, begegnete ihm eine ebenso schlagfertige wie gewitzte Frohnatur, die das Prädikat «Best-gelaunter Modedesigner der Welt» verdient. Sein Coming-out als Schwuler, Aids, Sex im Alter, korrupte Modemagazine, sein durch Kuchenkonsum entstandenes Bäuchlein: Es gab kein Thema, zu dem der 63-Jährige eine Antwort schuldig blieb. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Florian Schwab,
Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Fabian Gimmi (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: infoAaextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





BREITLING
1884
CHRONOMETRE
CHRONOGRAPH

SWISS MADE

500 BASE
1000M

MPH

40 20

30 20 10

9 3 6

30 NAUT. 35 STAT. 40

90 95 10

40 30 20 10

12

EINE IKONE GEWINNT AN GRÖSSE

| DIE NAVITIMER 46 mm



LES AMBASSADEURS
THE LEADING HOUSE OF LEADING NAMES

BAHNHOFSTRASSE 64, 8001 ZÜRICH +41 44 227 17 17

Heute haben sie
mich im Jeans-Shop
gesiezt.

Älter werden fängt früher an,
als man meint.

Jetzt gemeinsam Vorsorge planen.



Mehr auf:
[ubs.com/
vorsorge](https://ubs.com/vorsorge)

Solidarität

Sind alle Menschen, die das Asylgeschehen kritisieren, Rechtspopulisten und Rassisten? Von Roger Köppel

Was sich derzeit an den Grenzen Europas und innerhalb der EU abspielt, ist eine Tragödie. Umso wichtiger ist es, auch in dieser extrem aufwühlenden Situation das Wesentliche nicht aus den Augen zu verlieren.

Erstens: Natürlich haben wir eine unbestrittene Asyltradition und ein Asylrecht. Die Schweiz gibt allen Menschen Asyl, die gemäss Genfer Konvention aufgrund ihrer Hautfarbe, ihrer politischen Haltung, ihrer Religion persönlich an Leib und Leben bedroht sind. Daran ist nicht zu rütteln.

Zweitens: Allgemeinen Bürgerkriegsflüchtlingen – wir sprechen hier von Bürgerkriegsflüchtlingen, nicht von geflüchteten Menschen, die seit Jahren in sicheren Drittstaaten leben – können wir nicht Asyl geben, aber wir gewähren ihnen vorübergehenden Schutz. Am besten ist der Schutz vor Ort, in sicheren Auffanglagern zum Beispiel der Uno, wo die Menschen Zuflucht finden, ohne dass sie vorher Tausende von Kilometern reisen müssen.

Wir können Bürgerkriegsflüchtlingen aber auch in der Schweiz Schutz bieten, ebenfalls auf Zeit. Im letzten Weltkrieg gewährten wir diesen Schutz auf Zeit über hunderttausend Polen. Die Kriegs- oder Bürgerkriegsflüchtlinge müssen aber wieder nach Hause, wenn der Konflikt beendet ist. Derzeit sind in der Türkei rund zwei Millionen Syrer. Weitere sieben Millionen Syrer stehen an der türkischen Grenze. Wir können diesen Flüchtenden keine neue Heimat bieten. Das würde unsere Kräfte überfordern, Syrien entvölkern und dem Land die Grundlagen für den Wiederaufbau entziehen.

Drittens: Wenn wir diese Asyltradition halten wollen und ernst nehmen, dann müssen wir auch die Kraft haben, eine Aushöhlung des Asylrechts durch Missbräuche zu verhindern. Das ist nicht hartherzig, sondern im Gegenteil moralisch und rechtlich der einzige Weg, um eine Zerstörung unserer Asyltradition zu verhindern. Die fahrlässig hingegenommene Duldung oder gar die Forderung, nicht mehr zwischen asylberechtigten echten Flüchtlingen, vorübergehend Schutzbedürftigen und wirtschaftlich motivierten illegalen Einwanderern zu unterscheiden, läuft auf moralischen Grössenwahnsinn hinaus. Gerade die Linke müsste einsehen, dass sich unsere sozialen und humanitären Errungenschaften niemals bewahren lassen, wenn wir sie auf alle ausweiten, die kommen wollen.



«Glorionschein der Selbstgerechtigkeit.»

Das alles ist unbestritten. Aber es gibt mittlerweile sehr viele Menschen in der EU, in der Schweiz, die sich grosse Sorgen machen. Sie haben den Eindruck, dass in der Asylpolitik etwas fundamental falsch läuft. Sie glauben nicht, dass man Hunderttausende von Zuwanderern aus ganz anderen kulturellen und politischen Sphären locker bei uns aufnehmen und integrieren kann. Sie befürchten, dass den Hunderttausenden, die bis Ende Jahr erwartet werden, absehbar Millionen an Angehörigen folgen werden. Jeder Migrant, der es geschafft hat, zieht mit seinem Handy oder seinem Facebook-Konto Freunde und Verwandte nach.



Immer mehr Menschen fragen sich daher, ob das, was wir jetzt erleben, nicht der Höhepunkt, sondern im Gegenteil erst die Vorhut einer noch viel grösseren Völkerwanderung ist, die wir noch weniger verkraften können. Vor allem aber misstrauen die immer zahlloseren Besorgten den Beteuerungen der Politiker und der Talkshow-Intellektuellen, die im Glorienschein der Selbstgerechtigkeit behaupten, man habe alles im Griff und werde den Ansturm bewältigen, ohne selber davon überwältigt zu werden.

Schon heute ist es eine Tatsache, dass viele Europäer mit einer schlechten Ausbildung Mühe haben werden, ein gutes und sicheres Auskommen auf dem Arbeitsmarkt zu finden. Wenn es uns nun aber schon schwerfällt, mit den bestehenden sozialen Herausforderungen fertig zu werden, wie wollen wir es dann schaffen, Hunderttausende, vielleicht bald Millionen von Afrikanern und Muslimen ohne Ausbildung und ohne die notwendigen kulturellen und politischen Voraussetzungen in unsere marktwirtschaftlichen Leistungsgesellschaften zu integrieren? Hochmut und Selbstüberschätzung beherrschen die Politik. Das merken die Leute.

Sind nun alle Menschen, die sich solche Gedanken, die sich Sorgen machen, die rechnen müssen und hart arbeiten, Rechtspopulisten und Rassisten? Sind Rentner, die seit Jahrzehnten hier arbeiten, ihre AHV einbezahlt haben und daher berechtigterweise nicht verstehen können, warum ein abgelehnter Scheinasylant aus Eritrea in der Schweiz unmittelbar nach der Einreise mindestens so hohe, wenn nicht höhere Sozialbezüge von unserem Staat erhält – sind das alles herzlose, engstirnige Egoisten, denen die Fähigkeit zur Solidarität mit Schwächeren abgeht? Und muss man Leuten, die solche Fragen in der Öffentlichkeit ansprechen, das Mikrofon wegnehmen oder anderweitig mit Zensur begegnen, wie tatsächlich auch schon in der Schweiz gefordert wurde?

Auf keinen Fall! Wir müssen diese besorgten Stimmen ernst nehmen. Es gehört zum Wesen der Demokratie, dass sie sich mit den verbreiteten Nöten und Befürchtungen der Menschen auseinandersetzt, dass sie die Menschen ernst nimmt und nicht gleich zu Verbrechern erklärt, nur weil sie etwas sagen, was einem nicht passt, oder weil sie etwas, was einem nicht passt, so sagen, dass es Anstoss erregt.

Es wird dieser Tage viel von Solidarität mit den Flüchtlingen gesprochen. Niemand ist gegen Solidarität mit echten Flüchtlingen, mit wirklich Verfolgten, und niemand ist gegen Schutz für Kriegsflüchtlinge. Aber eine Solidarität, die sich ausschliesslich auf die Ankommenen bezieht und die Sorgen und Befürchtungen der bereits hier Lebenden ausblendet, ja geradezu kriminalisiert, ist keine Solidarität, die unsere Zustimmung verdient.



Traumdestination Deutschland: Seite 18



Grösstes vorstellbares Jagdgebiet: Seite 54



Rätselhafter Überfall: Ernst Merz. Seite 47



Fegefeuer und Paradies: Dante Alighieri. Seite 64

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 Kommentar Arbeitslose Akademiker

13 Im Auge José Socrates, Ex-Premier im Hausarrest

14 Bundeshaus Das linke Parlament

15 Schweiz-EU Verträge mit Eigenleben

15 Dritte Welt Gut gemeint

16 Personenkontrolle Rossier, Sager, Sommaruga, Merkel, Würgler, Beglinger, Nussbaumer

17 Nachrufe Wes Craven, Aylan Kurdi

18 Sandburg Europa

Deutschlands gefährliches Einwanderungsexperiment

22 Die Folgen der Untätigkeit

Die Katastrophe hatte sich abgezeichnet – alle schauten weg

23 Kommunikation Mobiltelefone helfen auf der Flucht

24 Budapester Wahrheiten

Ungarns Premier Viktor Orbán setzt die richtigen Signale

26 «Käfig voller Feiglinge»

Eine offene Flüchtlingsdebatte ist derzeit kaum möglich

28 Strategien gegen das Chaos

Was haben die Parteien zum Thema Asyl zu bieten?

29 Rhetorik Was Politiker sagen – wie es wirklich ist

30 Die Deutschen Eintritt frei

30 Wirtschaft Perpetuum mobile per Gesetz

32 Ausland Der Weltpolizist macht Ferien

34 Mörgeli Asylgeschwätz von gestern

34 Bodenmann Nix Switzerland

35 Medien Immer wieder sonntags

35 Gesellschaft Putzwut

36 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

38 Bersets Ungetüm

Was der Ausbau der AHV den Steuerzahler wirklich kostet

40 Verborgenes Staatswachstum

Beunruhigende Anbindung der Regulierung an die EU

42 Hochzeitsferien in Eritrea

Die Reise eines anerkannten Flüchtlings in seine Heimat

44 Die Grünen brauchen Schutz

Die Partei kämpft um ihr Überleben im Parlament

47 Kriminalität Ausgeraubt von ehemaligen Asylanten

48 Der Voralpen-Sozialist

Die Wahlchancen des Gewerkschafters Paul Rechsteiner

50 «China erfindet sich derzeit neu»

Jörg Wolle, CEO von DKSH, sieht grosse Chancen in Asien

52 Personenfreizügigkeit 4,2 Prozent Arbeitslose

54 Psychologie der Untreue

Der Schwindel des Fremdgehportals Ashley Madison

57 Regula Stämpfli Ein unentdeckter Kontinent

LEICHTIGKEIT IN IHRER INNOVATIVSTEN FORM.

ALUMINIUM-INTEGRAL-HINTERACHSE

Die fortschrittlichste Hinterachse mit Multilink-Einzelradaufhängung in ihrer Klasse sorgt dank der Aluminium-Integral-Hinterachse für eine hohe Quer- und Längssteifigkeit und trägt so zum präzisen Handling und Fahrkomfort bei. Eine Hinter- und Vorderachskonstruktion, wie sie sonst nur in weitaus teureren Fahrzeugen anzutreffen ist.

FORTSCHRITTLICHSTE MONOCOQUE-ALUMINIUMARCHITEKTUR

Die Leichtbau-Karosseriestruktur besteht zu 75% aus Aluminium – so viel wie bei keinem anderen Modell des Segments. Diese leichte, aber stabile Aluminiumarchitektur mit einer hohen Torsionssteifigkeit garantiert eine minimale Verwindung der Karosserie, präzises Handling und maximale Crashesicherheit.

ELEKTRISCHE SERVOLENKUNG

Die hochpräzise elektrische Servolenkung bietet ein noch angenehmeres Lenkgefühl und ein optimales Ansprechverhalten, eine variable Lenkungsämpfung, ein leichteres Manövrieren bei niedrigen Geschwindigkeiten und eine Reihe von Fahrerassistenz- und aktiven Sicherheits-Features. Sie benötigt zudem weniger Energie als ein hydraulisches System.

WELTNEUHEIT: RECYCELTES ALU

Zum ersten Mal kommt eine hochfeste Legierung aus Aluminiumrezyklaten zum Einsatz. Der hohe Anteil an recyceltem Aluminium reduziert die Abhängigkeit von Primäraluminium, senkt den Energieeinsatz in der Produktion und verringert die CO₂-Emissionen über den ganzen Lebenszyklus.

TECHNIK AUS LUFT- UND RAUMFAHRT

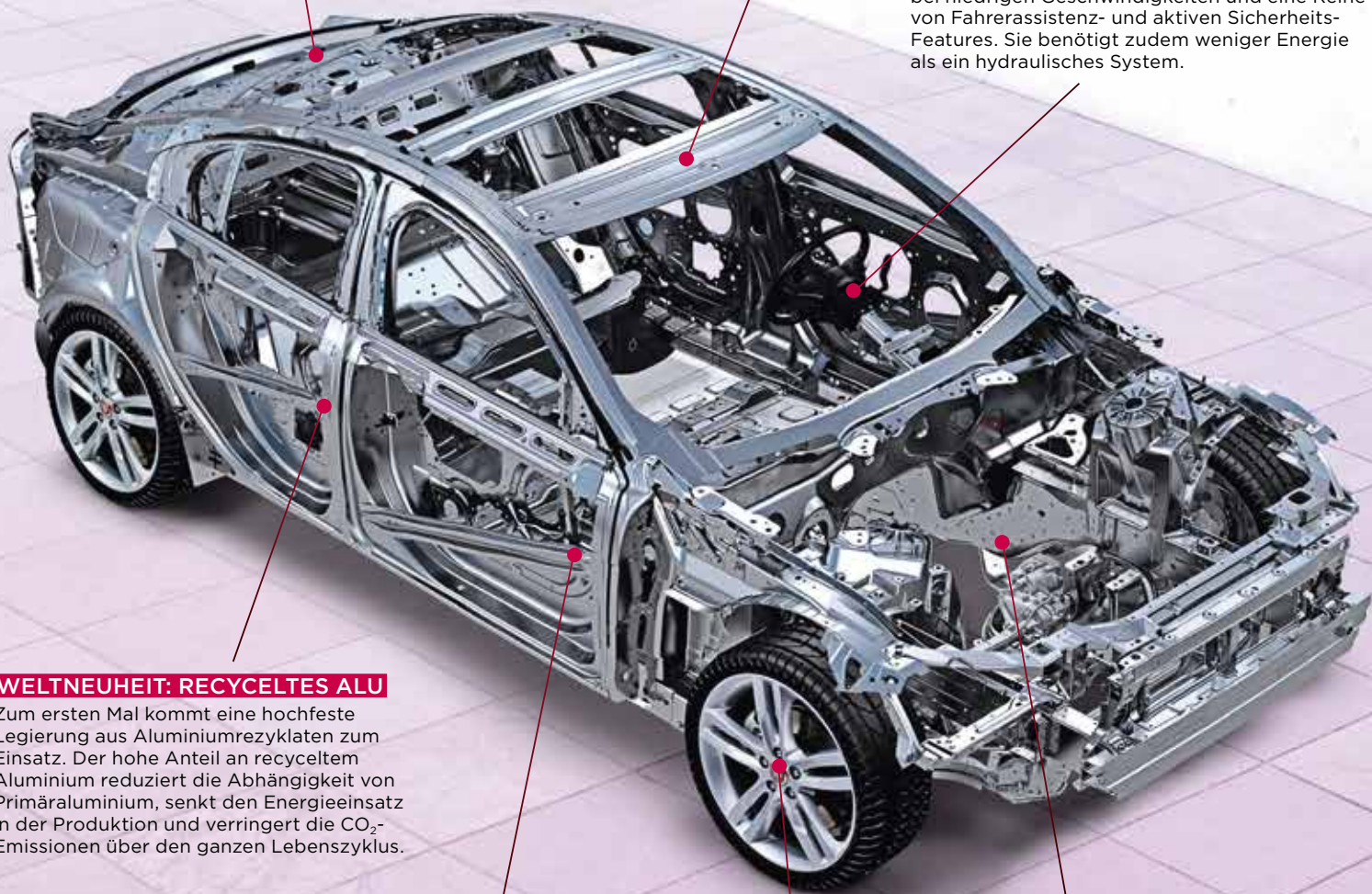
Strukturklebstoffe und Stanznieten bei der Karosserieherstellung sind eine saubere und energieeffiziente Verbindungstechnik aus der Luft- und Raumfahrt, die gegenüber der konventionellen Schweisstechnik eine erhöhte Steifigkeit und eine gesteigerte Langlebigkeit gewährleisten.

ALL SURFACE PROGRESS CONTROL

Die einzigartige und innovative vollelektronische Traktionshilfe ist eine revolutionäre Weltneuheit. Sie sorgt für höchste Fahrsicherheit auf allen Straßenbelägen und bei allen Wetterbedingungen.

ADAPTIVES SPORTFAHRWERK

Das adaptive Sportfahrwerk passt sich proaktiv an die Straßenbedingungen und den Fahrstil an. Das System analysiert Beschleunigung und Bremsvorgänge, Kurvenfahrten sowie Betätigungen des Gas- und Bremspedals. Sportliche Performance aus der Sportwagen-Entwicklung.





«Mein Dämon heisst Zucker»: Modeschöpfer Jean Paul Gaultier. Seite 58

Interview

58 «Kleidung ist ein Aufputzmittel»

Jean Paul Gaultier sagt, wie er vom schüchternen Jungen in einer einfachen Arbeiterfamilie zu einem der einflussreichsten Modedesigner der Welt wurde

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur Grenzfrage

64 Einmal Hölle und zurück

Der vor 750 Jahren geborene Dichter Dante Alighieri beschreibt eine Welt der Grausamkeit, die einem höchst bekannt vorkommt

68 Top 10

68 DVD «Olive Kitteridge»

69 Jazz Urs Bollhalder Trio, Chico Freeman/Heiri Känzig

70 Namen Swiss Red Cross Gala

71 Hochzeit Nicole Arnold und Daniel Ackermann

71 Thiel Schweizer sein

72 Wein Vigneti Massa, 2012

72 Zu Tisch «Georges Wenger», Le Noirmont

73 Auto Mercedes AMG GT S

74 MvH trifft Dominik Kaiser, Privatfernsehchef

Autoren in dieser Ausgabe

Regula Stämpfli



Die Berner Politologin und Buchautorin ist bekannt für pointierte Standpunkte, wenn es um Geschlechterrollen geht. In ihrem Essay analysiert sie gängige

Missverständnisse zwischen Pseudo-Alphamännchen und Turbo-Nymphomaninnen. Seite 57

Oliver vom Hove



Der Publizist und Literaturkritiker war Dramaturg am Wiener Burgtheater und am Schauspielhaus Zürich. Er erinnert an den vor 750 Jahren

geborenen Dichter Dante Alighieri, der im Angesicht des Todes seine grössten Werke verfasste. Seite 64

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

UNDERSTATEMENT IN SEINER SCHÖNSTEN FORM. DER NEUE JAGUAR XE AB CHF 40'800.-

Die Sportlimousine JAGUAR XE setzt neue Massstäbe und definiert die Premium-Mittelklasse neu.

SPORTLICHES UND AERODYNAMISCHES DESIGN

Die perfekte Symbiose aus Form und Funktion steht für den niedrigsten Luftwiderstand und den aerodynamischsten JAGUAR aller Zeiten mit einem c_w -Wert von 0.26.

LASERBASIERTE HEAD-UP-DISPLAY-TECHNOLOGIE

Die neueste und laserbasierte Head-Up-Display-Technologie projiziert scharfe und hoch kontrastreiche Farbbilder wichtiger Fahrzeugdaten und Navigationshinweise ins Blickfeld des Fahrers.

HOCHMODERNE NEUENTWICKELTE INGENIUM-MOTOREN

Von Grund auf eigenentwickelte neue Leichtbau-Motorentechnologie, die für kompakte und gewichtsoptimierte Premium-Hochleistungsaggregate steht. Diese sorgen für aussergewöhnlichen Durchzug aus niedrigen Drehzahlen, mühelose Beschleunigung sowie beste Emissions- und Verbrauchswerte ab 3.8 l/100 km und 99 g CO₂ pro km.

REAL VALUE FOR MONEY

Echte JAGUAR-Eleganz, Sportlichkeit und Hightech-Features zum besten Preis.

HIGHTECH-AUSSTATTUNGEN

Innovative Technologien wie aktive Motorhaube für Fussgängerschutz, Verkehrszeichenerkennung, Torque Vectoring, Spurhalteassistent, 2-Zonen-Klima-Automatik, adaptive Geschwindigkeitsregelung¹, Parkassistent (parallel und quer ein- und ausparken)¹ und Surround-Kamerasystem¹ erhöhen die aktive und passive Sicherheit.

¹Option.

GARANTIE- UND SERVICEPAKET

Tiefe Unterhaltskosten dank 3 Jahren Werksgarantie ohne Kilometerbegrenzung, 3 Jahren Assistance für sorgenfreies Fahren und 3 Jahren Free Service ohne Kilometerbegrenzung inklusive aller Verschleissteile und Flüssigkeiten.

Besuchen Sie jetzt Ihren JAGUAR-Fachmann und vereinbaren Sie Ihre Testfahrt.

JAGUAR.CH

JAGUAR XE E-Performance, 4-Türer, man., 2WD, 163 PS/120 kW. Swiss Deal Preis CHF 40'800.-, Gesamtverbrauch 3.8 l/100 km (Benzinäquivalent 4.3 l/100 km), Ø CO₂-Emissionen 99 g/km. Energieeffizienz-Kategorie A. Abgebildetes Modell: JAGUAR XE S 3.0 V6, 4-Türer, autom., 340 PS/250 kW. Swiss Deal Preis CHF 66'200.-, Gesamtverbrauch 8.1 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 194 g/km. Energieeffizienz-Kategorie G, Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 144 g/km.



Migros-Marken halten Kindheitserinnerungen frisch.



Urs Buchegger,
Leiter Entwicklung Eiswaren, Midor

VON UNS.
VON HIER.



www.vonuns-vonhier.ch



Rahmslace Vanille.
Eines von rund 10'000
Produkten, die wir in der
Schweiz herstellen. Denn
was uns am Herzen liegt,
machen wir selber.

MIGROS

Ein **M** einzigartiger.

Arbeitslose Akademiker

Von Florian Schwab — Vorbei sind die Zeiten, als der Abschluss einer Universität oder einer anderen Hochschule einen Job garantierte. Der akademische Betrieb produziert am Arbeitsmarkt vorbei.



Dreimal mehr Historiker als Informatiker: Tag der offenen Tür an der ETH Lausanne (EPFL).

Seit Jahren bemängelt die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) die vergleichsweise niedrige Maturitätsquote in der Schweiz. Über alle Altersstufen betrachtet, haben heute fünfzehn Prozent der Bevölkerung erfolgreich das Gymnasium absolviert – halb so viele wie in manch anderem europäischen Land die dortige Reifeprüfung. Getreu diesen Ratschlägen steigt die Zahl der Maturanden unter den Jüngeren nun rapide an. Neunzehn Prozent aller Neunzehnjährigen ist heute im Besitz eines gymnasialen Reifezeugnisses. Manche Experten fordern eine weitere Verdoppelung. Die moderne Wirtschaft und Gesellschaft, so das vorherrschende Gefühl, brauche besser ausgebildete Berufsleute, und der Weg führt über Matura und Universität.

Mangel in den Zukunftsfeldern

Zwar beginnt hier und dort der Glaube an diesen Königsweg zu bröckeln. So kündigte jüngst der Kanton Zug die Senkung der Maturitätsquote an. Insgesamt bleibt aber gerade bei Eltern und Grosseltern das Hochschulstudium das erklärte Ziel für die Sprösslinge. Zumal wenn die Eltern selber einen akademischen Hintergrund mitbringen.

Mit dieser beruflichen Marschordnung tut man den Kindern aber nicht unbedingt einen

Gefallen. Das zeigen beispielsweise Zahlen aus der neuesten Arbeitslosenstatistik des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco): Im August waren insgesamt knapp 137 000 Personen bei den Regionalen Arbeitsvermittlungszentren als arbeitslos gemeldet. Davon hatten 3165 oder 2,3 Prozent einen Dokortitel,

Mit ihrem Überhang bei den Geisteswissenschaftlern leistet sich die Schweiz einen teuren Luxus.

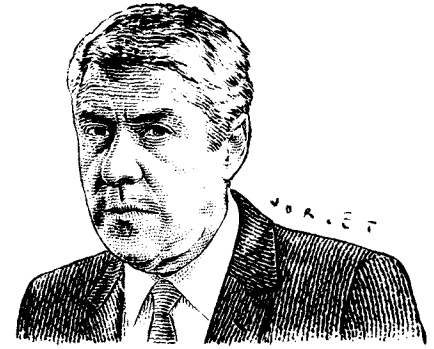
tel, 12 516 Personen oder 9,1 Prozent wiesen als höchsten Abschluss ein Universitätsdiplom aus.

Nimmt man weitere tertiäre Abschlüsse wie beispielsweise jene von Fachhochschulen und Diplome Höherer Technischer Schulen hinzu, so erhöht sich der Anteil auf 21 Prozent. Im Mai 2005 hatte der Anteil der Arbeitslosen mit höherer Ausbildung noch 12,3 Prozent betragen. In den letzten zehn Jahren hat er sich somit fast verdoppelt. Allein im Kanton Zürich gehören fast tausend Doktoren zu den «Kunden» der Arbeitslosenkasse.

Die Frage stellt sich: Wenn es Zehntausende arbeitslose Akademiker mit Dokortitel, Lizenziat, Bachelor- und Mastertitel gibt, wes-

»» Fortsetzung auf Seite 14

Portugals Clooney



José Sócrates, Ex-Premier im Hausarrest.

Er bezeichnet sich als politisch Verfolgter. Der Paradiesvogel sitzt seit ein paar Tagen nicht mehr im Gefängniskäfig, sondern im komfortablen Hausarrest mit Dienstboten. Vor seiner Wohnungstür in Lissabon wacht Tag und Nacht eine Polizeistreife über José Sócrates Carvalho Pinto de Sousa, 58, der das Land als 117. Premierminister von 2005 bis 2011 regierte. Die elektronische Fussfessel haben sie dem drahtigen Marathonläufer erlassen. Der einstige sozialistische Hoffnungsträger Portugals mit dem Charme und dem silbergrauen Heiligenschein eines George Clooney wartet auf seinen Strafprozess, der eine schillernde Biografie aufrollt – den Aufstieg und Fall eines Strahlemanns und Blenders, der am 21. November letzten Jahres auf dem Flughafen Lissabon verhaftet wurde, als er aus Paris zurückkehrte, unter dem Verdacht der Steuerhinterziehung, Korruption und Geldwäsche. Der Berufspolitiker José Sócrates hatte sich an der Seine ein kleines Immobilienimperium aufgebaut, das mit seinem Einkommen nicht zu belegen war. Rund zwanzig Millionen Euro stammten angeblich aus einer Erbschaft seiner Mutter und wurden vermutlich über Mamas Konten gewaschen. Zweimal hatte er als Regierungschef selber Schwarzgeld offengelegt und von den eigenen Steueramnestien profitiert. Als Umweltminister bewilligte er ein riesiges Einkaufszentrum in einer Naturschutzzone; mehrere beteiligte Politiker wurden wegen Bestechung verurteilt – doch die Akte Sócrates verschwand, Abrakadabra, von den Festplatten des 70-köpfigen Ermittlungsteams. Schein und Sein am melancholischen Rand Europas: Er führt seinen Stammbaum auf eine illegitime Tochter des Grafen und Staatsmanns António José Girão Teixeira Lobo Barbosa aus dem 18. Jahrhundert zurück. Der Studienweg des Bauingenieurs Sócrates ist von zweifelhaften Diplomen, Abbrüchen und Rauswürfen gesäumt, den akademischen Titel hat er sich unter öffentlichem Druck selber aberkannt. Am 4. Oktober wählt Portugal, Sócrates ist weg vom Fenster, aber sein Partido Socialista liegt in den Umfragen vorne.

Peter Hartmann

halb beklagen sich dann viele Schweizer Firmen über einen Fachkräftemangel?

Offensichtlich klappt eine Lücke zwischen den von den Hochschulabsolventen angebotenen Fähigkeiten und dem, was in der Wirtschaft gefragt ist. Besonders deutlich tritt dies im sogenannten MINT-Bereich zu Tage: Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik. Gerade einmal 9800 Abschlüsse registrierten die universitären Hochschulen im Jahr 2013 gemäss neuesten Daten.

Dem standen im selben Jahr ebenso viele Abschlüsse in Sozialwissenschaften gegenüber. In manchen MINT-Teilgebieten gilt der Arbeitsmarkt als ausgetrocknet, was niemand über den Markt für Sozialwissenschaftler sagen würde. Noch extremer ist das Missverhältnis, wenn man den Blick auf das Informatikstudium richtet. Immerhin hängt ein guter Teil der Wettbewerbsfähigkeit heute an den Zukunftsfeldern der Informations- und Computertechnologie. 580 Abschlüssen dieser Fachrichtung stehen im Jahr 2013 fast dreimal so viele Abschlüsse in Geschichte und Kulturwissenschaften gegenüber.

Stärken der Berufslehre

Mit ihrem Überhang bei den Geisteswissenschaftlern leistet sich die Schweiz einen teuren Luxus. Kein Wunder, landet ein guter Teil von ihnen entweder auf den Gehaltslisten der öffentlichen Hand oder in der Arbeitslosenstatistik und schliesslich in der Sozialhilfe. Den Preis zahlt in beiden Fällen der Steuerzahler. Man könnte nun einwenden, es gebe auch über 3000 arbeitslose Informatiker. Die Informations- und Computertechnologie durchlebt zwar goldene Zeiten. Doch veraltet hier das Wissen so schnell wie in kaum einem anderen Bereich. Wer sich nicht konstant weiterbildet, der gehört rasch zum alten Eisen. Die Programmiersprachen von vorgestern braucht heute niemand mehr. Die Vorstellung, ein Studium sei ein lebenslanges Generalabonnement auf dem Arbeitsmarkt, ist in diesem Bereich besonders falsch.

Zurück zur guten alten Berufsbildung also? Je mehr Personen mit dem Strom an Gymnasien und Universitäten schwimmen, desto eher könnte es sich lohnen. Eine Berufslehre bringt einen früh und direkt in Kontakt mit der Realität und mit wirtschaftlichen Tatsachen. Bei der Wahl des Berufs gilt allerdings dasselbe wie auch bei der Studienwahl: Den Weg des geringsten Widerstands gehen viele. Die normale kaufmännische Lehre sowie die Lehre im Detailhandel bringen zusammengekommen noch mehr Arbeitslose hervor als die Universitäten. Anspruchsvollere Lehrberufe, gerade im handwerklichen Bereich, sind dagegen gefragt und versprechen auch heute noch den sprichwörtlichen goldenen Boden.

Bundeshaus

Das linke Parlament

Von Philipp Gut — Die NZZ belegt, dass National- und Ständerat in der laufenden Legislatur in rote Bereiche abgedriftet sind.



Das Parlamentarier-Ranking der *Neuen Zürcher Zeitung* bietet kurz vor den eidgenössischen Wahlen interessante Befunde über die politische Orientierung der Volksvertreter. Die von Politgeograf Michael

Hermann erhobenen Daten zeigen, dass das Parlament in dieser Legislatur signifikant nach links gerutscht ist. Ein Resultat, das die NZZ deutlicher als auch schon kommentiert: Die «Sozialdemokratisierung» der Berner Politik schreite voran. Im Klartext: mehr Regulierung, mehr Ausgaben, weniger Selbstverantwortung, weniger Freiheit. Oder mehr Macht für Politiker und Beamte, weniger Luft für die Bürger.

Der Linksdrall wirkt sich direkt auf die politischen Geschäfte aus. Im Vergleich zur vorangegangenen Periode haben die Mittel-links-Parteien rund 230 Abstimmungen mehr gewinnen können. Das machte sich besonders in den Bereichen Kultur, Aussen- und Energiepolitik, am stärksten jedoch beim Sozialen bemerkbar. «Fast in allen Politikfeldern haben die letzten Wahlen einen Linksrutsch bewirkt», bilanziert Michael Hermann.

Ist die FDP rechts?

Betrachtet man die einzelnen Parteien, so stehen manche in Wirklichkeit ganz anders da, als sie es von sich behaupten. Die BDP etwa, die sich einst von der Schweizerischen Volkspartei abgespalten hat, präsentiert sich als bürgerliche Kraft deutlich rechts von der Mitte, als SVP mit «anständigem» Antlitz. Fehlanzeige: Das Ranking belegt, dass die Widmer-Schlumpf-Partei beträchtlich weiter links angesiedelt ist als die FDP. Ihr Profil ist praktisch identisch mit demjenigen der CVP, dem Inbegriff der Mitte. Die ganze BDP-Fraktion könnte man problemlos in die CVP eingliedern. Der am weitesten rechts politisierende BDPLer, Urs Gasche, wäre bei den Christdemokraten – von deren rechtem Rand aus gesehen – bloss die Nummer fünf.

Die nüchterne Auszählung zertrümmert auch andere Selbstdarstellungsmymen. Die Grünen sind nicht in erster Linie eine grüne Kraft, sondern eine linke. Sie agieren sogar noch dezidiert links als die SP und stellen mit der Berner Nationalrätin Christine Häsler die am weitesten links stehende Politikerin der Bundesversammlung. Ähnliches gilt für die Grünliberale Partei (GLP), die sich nach ihrer Sezession von den Grünen per definitionem als bürgerlich-liberale Alternative zu den lin-

ken, staatsgläubigen Umweltschützern verstehen. Ein Trugschluss: Die ganze GLP-Fraktion ist links von der Mitte angesiedelt.

Aufschlussreich ist auch der Blick auf die FDP. Diese positioniert sich seit einigen Jahren wieder verstärkt als rechte Partei. Im Vergleich mit allen Mitgliedern der Bundesversammlung stimmt das. Auch die am ausgeprägtesten links politisierende FDPlerin, die EU-Enthusiastin Christa Markwalder, ist auf der Skala, die von minus 10 (ganz links) bis plus 10 (ganz rechts) reicht, mit 1,6 Punkten auf der Ostseite platziert. Mit diesem Wert passte sie allerdings besser in die Mitteparteien CVP und BDP.

Dasselbe trifft in gewissem Sinn sogar für die Mehrheit der FDP-Fraktion zu. Denn 22 von deren dreissig Mitgliedern sind weiter links positioniert als der am weitesten rechts stehende CVP-Mann, Gerhard Pfister. Und am anderen Ende der Skala zeigt sich, dass selbst der am deutlichsten rechts politisierende Freisinnige, der Zürcher Nationalrat Hans-Peter Portmann, klar um 2,2 Punkte positiver einzuordnen ist als der am linken Rand stehende SVP-Vertreter, der Waadtländer Jean-Pierre Grin-Hofmann.

Der Linksdrall des Parlaments spiegelt sich also auch in den Parteien. Es gibt zwei entschiedene Linksparteien – die Grünen und die SP –, aber mit der SVP nur eine Rechtspartei.



Aufschlussreich: SP-Nationalrätin Häsler.

Verträge mit Eigenleben

Von Beat Gygi — Das Stromabkommen zwischen der Schweiz und Europa sollte zum Testlauf für beweglichere Regelungen werden. Eine Entwicklung mit unabsehbaren Folgen.

In der Energiepolitik ist seit längerem die Rede von einem Stromabkommen mit der EU, das die Schweizer Märkte in weitgehende Harmonie mit den Spielregeln der EU bringen und damit der Schweiz den perfekten Zugang zu «Europa» auf diesem Gebiet ermöglichen soll. Dieses Projekt gilt für viele Politiker auch als eine Art Versuchsanordnung für einen künftigen Rahmenvertrag zur Regelung der Verhältnisse zwischen der Schweiz und der EU. Man sucht eine neue Form der gegenseitigen Abstimmung, die sich einfacher und flexibler weiterentwickeln lässt als die heutigen bilateralen Verträge Schweiz - EU. Der Fachbegriff der Politiker heisst institutionelle Regelung, dieser besagt im Prinzip, dass die Verträge neben den zu Beginn fixierten Punkten während ihrer Geltungsdauer auch eine Art Eigenleben entwickeln und sich verändern können, ohne dass man jedes Mal alle fragen muss.

Der Versuch zur Konstruktion eines solchen Stromvertrags mit drei Dutzend Scharnieren ist vor einiger Zeit gescheitert, aber es gibt eigentlich schon Versuchsanordnungen, die man heute besichtigen kann, weil auch diese Arrangements Spielräume für ein Eigenleben der Spielregeln aufweisen. In der Reihe der bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU gibt es das 2002 in Kraft getretene Luftverkehrsabkommen, das den engen Verknüpfungen in der internationalen Zivilluftfahrt Rechnung tragen soll und die Vorschriften für den Luftverkehr innerhalb Europas einander angleichen soll. Ursprünglich war dieses Abkommen aus Schweizer Sicht wichtig, weil man für die Swissair als Schweizer Luftfahrtunternehmen einen möglichst guten Zugang zum EU-Binnenmarkt sichern wollte.

Nach dem Zusammenbruch der Swissair und dem Übergang des Unternehmens in den deutschen Lufthansa-Konzern war der Hauptbrocken quasi aus dem Vertrag entschwunden. Es gab aber bald neue Gelegenheiten zu enger Kooperation. Zur Vereinheitlichung der Normen und von deren Anwendungen in der Zivilluftfahrt hatte die EU die Europäische Agentur für Flugsicherheit (EASA) gegründet, und die Schweiz schloss sich 2006 dieser Agentur an, die einen «echten Binnenmarkt für Produkte und Dienstleistungen innerhalb der Luftfahrt schaffen» sollte.

Seither bestimmt die EASA auch weitgehend die Spielregeln für die Zivilluftfahrt in der Schweiz, beispielsweise Vorgaben für technische Standards für Sicherheit oder Umwelt-



Gelegenheiten zu enger Kooperation.

schutz. Das Bundesamt für Zivilluftfahrt in Bern operiert quasi als Verbindungsoffizier. Seither sind einige Regulierungen erlassen worden, die eine Schweizer Behörde wohl nicht durchgebracht hätte. In EASA-Kreisen denkt man eben eher an Helikopter, die über das offene Meer fliegen als an Rettungshelikopter fürs Gebirge. So wird etwa befohlen, dass Maschinen für besonders heikle Einsätze zwei Turbinen haben müssten, wo eigentlich die leichten einmotorigen besser geeignet wären.

Man kann einwenden, das sei kein Vertrag mit Automatismen, denen man sich nicht widersetzen könne. Es sei ja für alle Entscheidungen vorgesehen, dass beide Parteien in den gemischten Gremien so abstimmen, dass beide Seiten zufrieden seien. So könnten die Vertragsregeln gar kein Eigenleben entwickeln. Das stimmt im Prinzip. Das Problem ist aber, dass in solchen Konstruktionen die beteiligten Verwaltungsleute gerne eine Eigendynamik entwickeln. Die Gremien der EASA haben nach der Errichtung der Agentur eine regelrechte Regulierungskampagne eröffnet, und da sie weit entfernt von der Wirtschaft «zu Hause» zu Werke gingen, wurden sie nicht gross daran gehindert. Man kann sich fast nicht ausmalen, was passiert, wenn zur Eigendynamik der Verwaltungen dann tatsächlich noch ein Eigenleben der Vertragsregeln hinzukommt.

Gut gemeint

Von Hubert Mooser — Der Bund will Kinderarbeit weltweit bekämpfen.

Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) schätzte im Jahr 2013, dass weltweit rund 168 Millionen Kinder arbeiten müssen. Das hat die Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) des Nationalrates jetzt dazu verleitet, vom Bundesrat einen Bericht über sämtliche Massnahmen und Aktionen zu verlangen, die der Bund zur Bekämpfung der Kinderarbeit auf internationaler Ebene ergriffen hat.

Das ist gewiss gut gemeint, man sollte dabei trotzdem eines nicht vergessen: Es ist noch gar nicht so lange her, dass in den Schweizer Bergregionen, wie zum Beispiel im Wallis, die Kinder, anstatt in die Schule gehen zu können, zu Hause Schwerstarbeit verrichten mussten: egal, wie schwächling die Bürschchen waren. Sie trugen den Mist auf Wiesen und Äcker und brachten Korngarben und Heuburden in Stadel und Scheune. Den Bergkindern war die Hutte fast angeboren. Und war der Vater auch noch Bergführer, dann mussten sie obendrein die Rucksäcke der Touristen auf die Berge tragen. In einigen Walliser Bergdörfern wie Mund beispielsweise ging man noch in den Sechziger Jahren von November bis April zur Schule. Die übrige Zeit des Jahres mussten die Kinder im kleinen eigenen Bauernbetrieb aushelfen. In Visp, wo ich aufgewachsen bin, war dies zu diesem Zeitpunkt bereits anders. Und mein Vater und der Grossvater besaßen (zum Glück) bloss Reben. Trotzdem mussten mein Bruder und ich in der Freizeit regelmässig zum mühsamen Rebendienst anrücken.

Mehr billige Arbeitskräfte

Mit anderen Worten: Kinder und Jugendliche hatten als Arbeitskräfte noch bis vor fünfzig Jahren im Wallis eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Bedeutung. Und man muss nicht Ethnologe oder Soziologe sein, um zu begreifen, weshalb Grossfamilien mit zehn Kindern und mehr damals selbst in armseligen Bergdörfern die Regel waren. Mehr Kinder bedeuteten auch mehr billige Arbeitskräfte. Und die Arbeitskräfte waren für viele Familien von existenzieller Bedeutung.

Genau so ergeht es heute noch vielen Familien in Schwellenländern und in der Dritten Welt. Ohne die Mitarbeit der Kinder kämen viele von ihnen erst recht nicht über die Runden. Ein weiterer Bericht aus der fernen Schweiz wird an dieser Situation nichts ändern.

Personenkontrolle

Rossier, Sager, Sommaruga, Merkel, Noser, Würgler, Beglinger, Nussbaumer, Portmann, Matter, Hochreuter, Sutter, «El Chapo»

Die *Weltwoche* stand im Visier des Bundesanwalts – und merkte nichts davon. Am 2. Juli deckte sie auf, welche Kämpfe und Krämpfe es beim Eingliedern der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) ins Aussendepartement (EDA) gibt. Dabei, behaupteten Staatssekretär **Yves Rossier** und Deza-Direktor **Manuel Sager** in einem Schreiben an alle EDA-Angestellten weltweit, stützte sich die *Weltwoche* angeblich auf Aussagen von Diplomaten, die Amtsgeheimnisse verraten hatten. Das EDA erstattete deswegen Anzeige bei der Bundesanwaltschaft; die Redaktion erfuhr davon dank der *Basler Zeitung*. Und sie vernahm jetzt aus der *Sonntagszeitung*, dass die Bundesanwaltschaft schon am 12. August eine Nichtanhandnahmeverfügung erliess – eine «Schlappe» für das EDA, wie das Blatt schloss: «Wo offensichtlich nichts Verbotenes getan wurde, gibt es auch nichts zu verfolgen.» Ihren Zweck erreichte die mutwillige Anzeige gleichwohl: die kritischen Leute im Departement einzuschüchtern. (sär)

«Heute sind die Schweiz und Deutschland Schwestern», schwärmte Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** (SP), als sie am letzten Donnerstag Bundeskanzlerin **Angela Merkel** empfing. Das zeige sich auch «an der Frauenquote, die der Bundestag im März und der Bundesrat im letzten November beschlossen haben». Die Bundespräsidentin schwadronierte dabei leichthin über grundlegende Unterschiede im Staatsverständnis der beiden Schwesternländer hinweg. Die Bundeskanzlerin konnte dank ihrer Mehrheit im Parlament die Frauenquote dekretieren und der deutschen Wirtschaft oktroyieren – gegen den Widerstand ihrer Partei, übrigens. Der Bundesrat dagegen wollte eine Frauenquote von 30 Prozent in Verwaltungsräten und Geschäftsleitungen mit der Aktienrechtsrevision durchzwingen. Seine Vorlage fiel in der Vernehmlassung im Frühling durch: SVP und CVP fordern einen Marschhalt beim Aktienrecht, und für die FDP sagte Nationalrat **Ruedi Noser** voraus, die Vorlage werde im Parlament «hochkant» durchfallen. Hinter der Frauenquote der Bundespräsidentin steht nur ihre eigene Partei. (sär)

Nach Bern kam Bundeskanzlerin **Angela Merkel** letzte Woche nicht, um sich mit Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** über Flüchtlingsfragen oder Frauenquoten auszutauschen, sondern um den Ehrendoktor der Universität



Kritische Mitarbeiter einschüchtern: Rossier.

Bern entgegenzunehmen – knapp sechs Jahre nach der Verleihung. Zu ihrem 175-Jahre-Jubiläum wollte die Universität 2009 eine prominente Person, also vor allem sich selber schmücken: «Wir suchten eine Persönlichkeit, und wenn möglich eine Frau», sagte der damalige Rektor **Urs Würgler**. Für die Hochschule, die alle ihre Fakultäten auf das Retten der Welt vor dem Klimakollaps ein schwört, bot sich deshalb die deutsche Bundeskanzlerin an, die sich gemäss Laudatio «nachhaltig für die Belange der natürlichen Umwelt und des Klimaschutzes einsetzt». **Angela Merkel** fand allerdings nie Zeit, ihren Ehrendoktor in Bern abzuholen. Derweil erwies sich ihre Energiewende als ruinöser Irrweg, dessentwegen Deutschland heute mehr CO₂ ausstösst als zuvor. Als es letzten Donnerstag doch noch mit einem Blitzbesuch von Merkel klappte, sagte sie in ihrer Dankesrede zur Energie- und Klimapolitik: kein Wort. (sär)

Was macht eigentlich **Nick Beglinger**? Niemand predigte in den letzten fünf Jahren das Evangelium der «sauberen» Energie so lautstark wie er mit seinem Verband **Swisscleantech**. Bevor der Ständerat sich übernächste Woche an die Energiestrategie 2050 macht, spielen sich ein paar KMU um die Dachorganisation der Wirtschaft für erneuerbare Energien und Energieeffizienz (AEE Suisse) von SP-Nationalrat **Eric Nussbaumer** als «die Schweizer Wirtschaft» auf. **Nick Beglinger**, der von Anfang an für «die Schweizer Wirtschaft» sprechen wollte, lässt dagegen nichts von sich hören. Er ist verstummt, seit die *Weltwoche* vor einem Jahr aufdeckte, aus welcher fragwürdigen Quellen das Kapital für seinen Verband floss. Im April meldete er sich noch im *Tages-Anzeiger* zu Wort, sein Hoforgan schrieb getreulich auf: «Der ökologische Wirtschaftsverband **Swisscleantech** wächst weiter, obwohl die Phase des grossen Booms rund fünf Jahre nach der Gründung vorüber ist.» Der Verbandsgründer bemühe sich vor allem, Grosskonzerne zu gewinnen. Im Juni liess sich die Wahrheit im Jahresbericht nachlesen: **Swisscleantech** hat im letzten Jahr 21 Mitglieder verloren und zählte



Quoten-Schwestern: Merkel, Sommaruga.



«Wenn möglich eine Frau»: Würgler.

noch 284 Firmen oder Verbände, unwesentlich mehr als nach dem ersten Geschäftsjahr. (sär)

Die Schweizerische Bankiervereinigung hat unter dem juvenilen Titel «vote4finance» ihre Wahlempfehlungen für die Nationalratswahlen abgegeben. Die Empfohlenen versprechen, sich «für nachhaltige und praktikable Lösungen in Finanzplatzfragen» einzusetzen. Von den amtierenden Nationalräten erhält nur **Hans-Peter Portmann** (FDP, ZH) das Gütesiegel der Bankiervereinigung. Bereits bei einer früheren Gelegenheit hatte diese klargemacht, dass sie die Initiative zum Schutz der finanziellen Privatsphäre nicht für «nachhaltig und praktikabel» hält. Es erstaunt somit nicht, dass Initiator **Thomas Matter** (SVP) nicht auf der Empfehlungsliste der Bankiervereinigung figuriert. Mit dem Aargauer Nationalratskandidaten **Clemens Hochreuter** ist wenigstens ein Quoten-SVP-Mitglied vertreten – dies, nachdem die Bankiervereinigung an einem Anlass letzte Woche ihr Diktum von vor ein paar Monaten relativiert hatte, laut dem die SVP in Finanzplatzfragen «keine Wirtschaftspartei mehr» sei. Laut



Evangelium der «sauberen» Energie: Beglinger.



Für «die Schweizer Wirtschaft»: Nussbaumer.

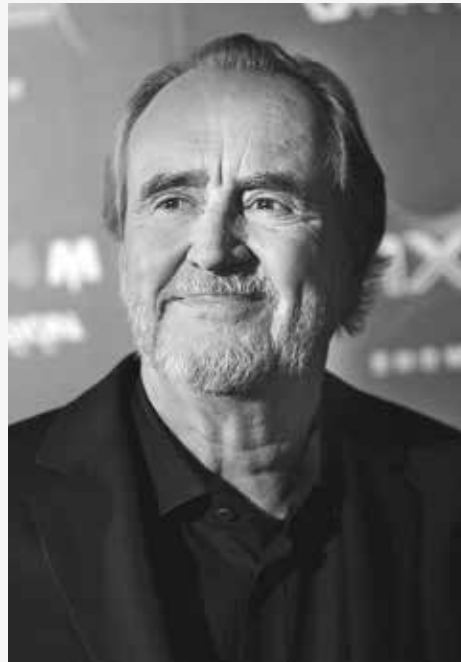


Die Tücken von Twitter: Sohn von «El Chapo».

Sprecher **Thomas Sutter** ist sie sehr wohl in vielen Fragen eine Wirtschaftspartei. (fsc)

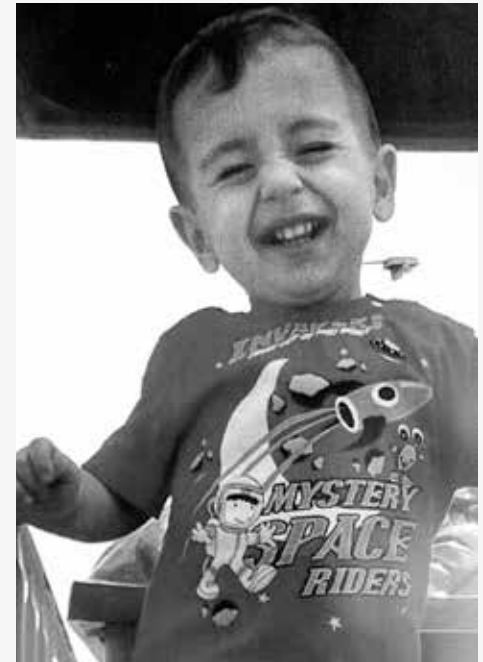
Die Tücken der Internetkommunikation erproben unabhängig voneinander der kürzlich geflohene mexikanische Drogenbaron **Joaquín «El Chapo» Guzmán** und FDP-Nationalrat **Hans-Peter Portmann**. In beiden Fällen ist der Tatort der Kurznachrichtendienst Twitter. In beiden Fällen bedienen die Hauptpersonen nicht selber die Tastatur: Der Sohn von «El Chapo» veröffentlichte nach dessen Flucht ein Bild von sich und (abgedeckt) von seinem Vater beim Essen. Der Aufnahmeort ist mit «Costa Rica, Costa Rica» angegeben. Bereits dementiert die Regierung von Costa Rica, dass sich der Drogenboss dorthin abgesetzt haben könnte. Etwas anders gelagert sind die Dinge beim selbsterklärten Internetnovizen Hans-Peter Portmann. Dieser beauftragte mit Blick auf die Wahlen eine Kommunikationsagentur mit dem Management seines Twitter-Kontos. Die PR-Profis kauften kurzerhand Zehntausende Abonnenten (Followers) zusammen – etwas, wovon sich Portmann distanzieren musste. (fsc)

Nachruf



Soziologie im Rohzustand: Wes Craven.

Wes Craven (1939–2015) — Es ist sicher kein Zufall, dass Wesley Craven einer extrem strengen Baptistenfamilie entstammte, die Vergnügen aller Art verbot, vor allem Kino. Als Philosophiestudent interessierte ihn, was hinter diesen Verboten steckte – und blickte in einen Abgrund. Nicht umsonst müssen alle jungen Craven-Helden hinab in ihre Träume steigen, ins düsterbedrohliche Terrain des Un- und Unterbewusstseins, in die Hölle. Dort begegnen sie dem Bösen und erleben es als Möglichkeit in sich selbst: Einladungen an den Zuschauer, die eigenen dunklen Seiten zu entdecken. Für Craven, der Soziallehre unterrichtete, ehe er als Autodidakt in Filmen zu spielen und selbst zu drehen begann, glaubte fest an die Ventil-, nicht an die Stimulusfunktion seiner Filme. Sie waren Schlachtfeste und zugleich Psychologie und Soziologie im Rohzustand. Wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb die Kids auf seine Filme abfuhrten. Seine Serie «A Nightmare on Elm Street» mit dem sarkastischen Kindsmörder Freddy Krueger ist in den moribunden Olymp moderner Trivialmythen eingegangen. Für Feingeister war das nichts, obwohl Craven seine Horror-Plots klug einfädelte, mit intelligenten Volten in der *storyline* und dichter Atmosphäre – im Splatter-Genre nicht selbstverständlich. In Cravens Giftküche wurde diabolisch mit kollektiven Ängsten, Phobien und Beklemmungen jongliert und mit bildungsgeschwängertem Eklektizismus. Das ging einigen auf den Wecker. Trotzdem bleibt er der Meister kulinarisch kruder B-Pictures. *Wolfram Knorr*



Letzte Reise: Aylan Kurdi.

Aylan Kurdi (2012–2015) — Er gebe niemandem die Schuld für den Tod des dreijährigen Aylan ausser sich selber, sagte Vater Abdullah Kurdi laut Agentur AFP kürzlich beim Begräbnis seiner Familie in der syrischen Grenzstadt Kobane. Das Bild von Aylan – ertrunken an einem türkischen Strand – ging um die Welt. Beim Versuch, auf die griechische Insel Kos zu gelangen, ertranken neben Aylan auch dessen fünfjähriger Bruder Ghalib und Mutter Rihana. Die Familie stammt aus Kobane. Als die syrische Revolution 2012 in ihre heisse Phase trat, arbeitete der Vater noch als Coiffeur in Damaskus. Zuerst flüchtete er nach Aleppo. Als dort ebenfalls Krieg ausbrach, ging er in das beschauliche Kobane an der Grenze zur Türkei. Kurze Zeit später nahm Abdullah seine Familie mit in die Türkei, wo er zeitweise auf einer Baustelle für rund 16 Franken pro Tag arbeitete, wie das *Wall Street Journal* schrieb. Das reichte nicht fürs Überleben – Abdullahs Schwester Tima, die in Vancouver lebt, überwies regelmässig Geld. Nach dem Sieg der Kurden über den Islamischen Staat (IS) gehörte die Familie zu den rund 35 000 Bewohnern, die nach Kobane zurückkehrten. Doch nach einem Terroranschlag flüchteten die Kurdis im Juni erneut in die Türkei. Den Ausschlag für Aylans letzte Reise gaben Abdullahs Zähne, wie Schwester Tima auf einer Pressekonferenz sagte. Er habe ein künstliches Gebiss gebraucht, das wäre in der Türkei zu teuer gewesen. Die Tragödie hätte sich vermeiden lassen, denn für ein Gebiss hätte Abdullah Kurdi nicht das Leben von Frau und Kindern zu riskieren brauchen. *Kurt Pelda*

Versuchung Deutschland

Von Beat Gygi — Die Zuströme Asylsuchender aus Süden und Osten schwellen an. Deutschland steht vor einem gefährlichen Einwanderungsexperiment.

Im deutschen Sprachraum erlebt der Begriff Einwanderungsland dieses Jahr wahrscheinlich eine Art Sonderkonjunktur. In Deutschland werden die immer grösser werdenden Ströme von Migranten aus dem Osten und dem Süden heute auf breiter Front willkommen geheissen und von vielen bereits als künftige Mitglieder der deutschen Gesellschaft begrüsst. Die Stimmung in Deutschland, die auf ganz Europa ausstrahlt, erweckt zurzeit den Eindruck, Asylsuchende seien schon fast als notwendige Ergänzung einer gealterten Bevölkerung zu verstehen, die, auf sich allein gestellt, in Zukunft zu wenig fruchtbar wäre und deshalb deutlich schrumpfen würde. Bilder und Worte, wie man sie aus deutschen Städten vernimmt, wirken als starker Antrieb auf Migrationswillige und die ganze Migrationsindustrie.

Die jüngsten Zahlen des Uno-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR), des Europäischen Unterstützungsbüros für Asylfragen (EASO) und des EU-Statistikamts Eurostat zeigen denn auch, wie sehr die Zuströme aus Afrika und Asien vor kurzem angeschwollen sind. Die Grafik unten rechts legt dar, dass allein im Juli rund 120 000 Asylsuchende in der EU eintrafen; fast 38 000 Antragsteller meldeten sich in Deutschland. Im August dürfte der Druck noch zugenommen haben. Dramatisch sind die Steigerungen seit dem Frühling, der das günstige Wetter für Überfahrten übers Meer brachte. Die Aufwärtsbewegung begann aber schon 2014, nachdem die Zuwanderungen in die EU plus die Schweiz und Norwegen vorher längere Zeit bei etwa 40 000 Personen pro Jahr gelegen hatten.

Wenig Syrien, viel Eritrea

Im bisherigen Jahresverlauf hat die Migration übers Mittelmeer laut Schätzungen gegen 370 000 Menschen an die Grenzen von EU-Ländern gebracht. Ungefähr 120 000 dieser Migranten sind über Italien auf den Kontinent gelangt, kleinere Teile über Spanien oder Malta, sehr viele über Griechenland (rund 245 000 Personen). Weitaus am gewichtigsten ist dabei die Gruppe aus Syrien, die 43 Prozent der Mittelmeer-Migranten ausmacht (siehe Grafik), also rund 160 000 Personen. Deutlich kleiner sind die Gruppen aus Afghanistan und Eritrea, die je etwa einen Zehntel der Gesamtheit darstellen.

Die Schweiz bekommt diese Migrationswelle seit Beginn der Entwicklung voll zu spüren. Die jüngsten Zahlen des Staatssekretariats für Migration (SEM) zeigen, dass der Zustrom in

diesem Jahr bis Ende August mit fast 20 000 Asylgesuchen erheblich grösser war als im Vorjahr (15 700). Die Anerkennungsquote ist auch etwas gestiegen, nämlich von 24,5 auf 27,7 Prozent. Hinzu kommen die vorläufig Aufgenommenen. Und im Gegensatz zum Vorjahr gab es im August keinen Rückgang; mit 3900 Fällen blieben die Asylanträge auf dem hohen Stand von Juni und Juli, und diese Werte liegen alle deutlich über dem Niveau des Vorjahres, als der Juli mit 2900 Gesuchen mit grossem Abstand den Höchstwert gebracht hatte.

In Sachen Herkunft her zeigt sich bei den Asylsuchenden allerdings das traditionelle Schweizer Muster. Etwas pauschal kann man sagen: wenig Syrien und viel Eritrea. Mit gut 400 Gesuchen sind die Syrer erst im August etwas stärker in Erscheinung getreten, vorher registrierte man lediglich Monatswerte von 140 und 240 Personen. An der Spitze standen bis vor kurzem weiterhin die Antragsteller aus Eritrea; mit 1610 Personen war diese Gruppe jüngst allerdings kleiner als im Juli (2130) oder im Juni (2199). Gesunken ist auch die Anerkennungsquote für die Eritreer: Im Juni und Juli haben die prüfenden Behörden etwa in 48 Prozent der Fälle Asyl gewährt. Im August sank die Quote auf 28 Prozent. Ob diese nachgebenden Zahlen einen Trend begründen könnten, ist allerdings offen. Auch Fachleute des SEM möchten aus solchen Monatsschwankungen nicht allzu weit gehende Schlüsse ziehen.

Eine Trendwende nach unten sehen sie bei den Gesuchen aus den sicheren Ländern Osteuropas wie etwa Serbien, das Kosovo, Mazedonien, Bosnien-Herzegowina und Georgien. Entscheide für Angehörige dieser Länder werden im 48-Stunden-Verfahren getroffen; im laufenden Jahr bis August gab es 1450 solche Fälle mit minimaler Anerkennungschance. Alles in allem zeigt das Schweizer Asylwesen aber das alte Bild: Die Summe der anerkannten Flüchtlinge und der vorläufig Aufgenommenen macht etwa die Hälfte der Asylgesuche aus. Rund 70 000 Personen zählen zurzeit zu diesen beiden Gruppen, die in der Schweiz grossenteils vom Sozialsystem getragen werden. Ziemlich rasch nach der Registrierung bei den Asylzentren müssen die Kantone die Betreuung übernehmen und diese möglichst auf die Gemeinden verteilen, da der Bund nur Platz für etwa 3000 Asylanten zur Verfügung hat.

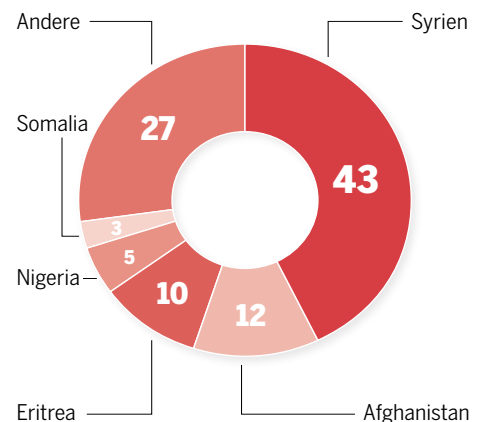
Angesichts der Afrika-Lastigkeit ist es weiterhin das Asylzentrum in Chiasso, das am stärksten unter Druck steht. Der Andrang vom Osten



Die Grenzen zwischen Asyl- und Zuwanderungspolitik

Herkunftsländer der Mittelmeerflüchtlinge

Top-5-Länder, in Prozent



QUELLE: UNHCR

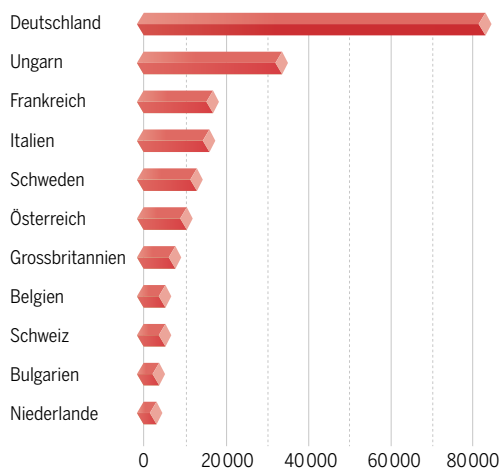
Exodus aus Syrien.



verschwinden.

Ziele der Asylsuchenden

Asylanträge und hängige Fälle in Ländern der EU plus Schweiz, 1. Quartal 2015

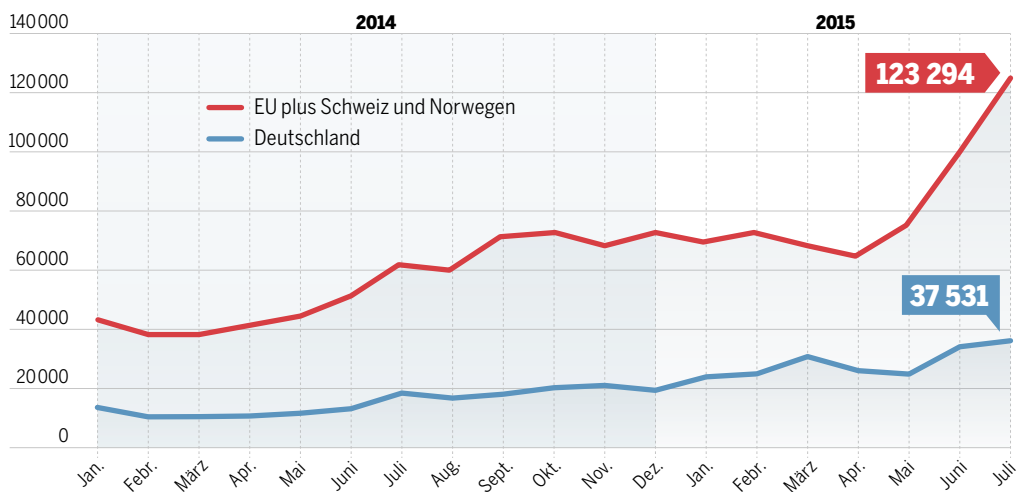


QUELLE: EASO QUARTERLY ASYLUM REPORT 1, 2015

Traumdestination Deutschland.

Anschwellender Zustrom

Asylgesuche in der EU plus der Schweiz und Norwegen, im Vergleich zu Deutschland seit 2014, Monatswerte

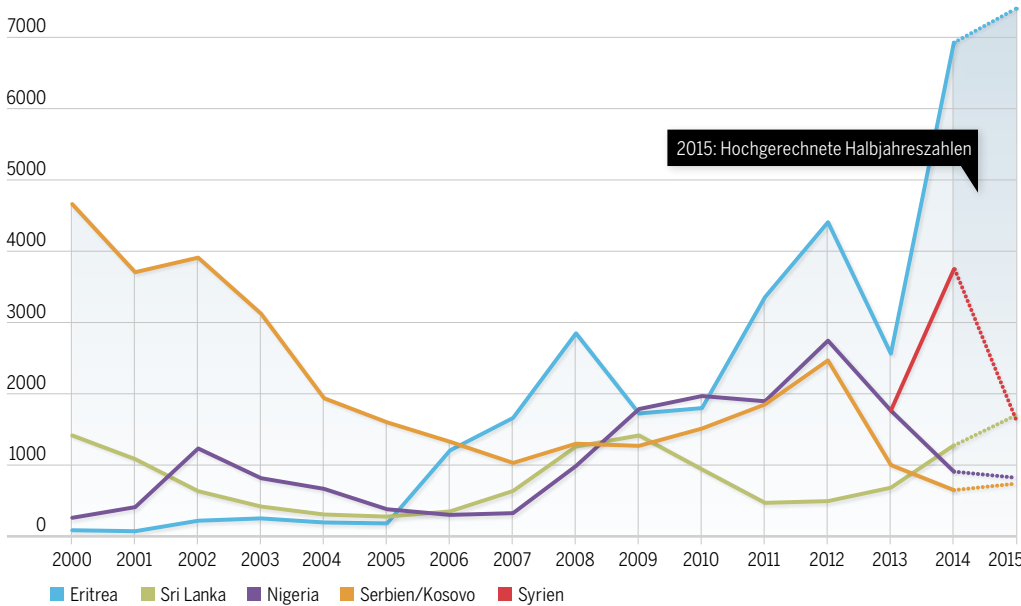


QUELLE: EASO QUARTERLY ASYLUM REPORT 1, 2015

Eine Art Sonderkonjunktur.

Asylgesuche in der Schweiz

Entwicklung von 2000 bis Mitte 2015 – ausgewählte Länder



QUELLE: STAATSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

Immer noch im Bann von Eritrea.

her ist geringer. Im Bahnhof im sankt-gallischen Buchs konnte man vor einigen Tagen sogar das seltsame Erlebnis haben, dass auf dem Perron mehr Journalisten standen als Asylanten. Die Migranten in den aus Österreich kommenden Zügen hatten nicht die Schweiz als Ziel vor Augen, sondern Deutschland, nachdem die deutsche Kanzlerin das Signal ausgesandt hatte, dass alle willkommen seien und Syrer sogar ohne Bedingungen aufgenommen würden.

Verbesserung der Bevölkerungsstruktur

Es gibt überall eine grosse Koalition von Interessengruppen, die zumindest kurzfristig für ei-

ne möglichst grosszügige Aufnahme von Asylanten sind: die Politiker, die öffentlich mit fremdem Geld Solidarität mit den Armen demonstrieren können; Angehörige des öffentlichen Dienstes, die sich beruflich mit dem Asylwesen befassen und dank Zuwanderern neue Aufgaben und Mittel zum Umverteilen erhalten; Zulieferer von Immobilien und Ausrüstungen aller Art; und schliesslich werden auch die Schlepper von steigenden Migrationszahlen profitieren. Allerdings werden die Bürger und Steuerzahler, die für das Asylwesen und die Integrationskosten zwangsläufig Geld und Raum bereitstellen, früher oder später gefragt

werden müssen, welche Zuwanderung sie wollen, wenn die Gesellschaft nicht zerfallen soll.

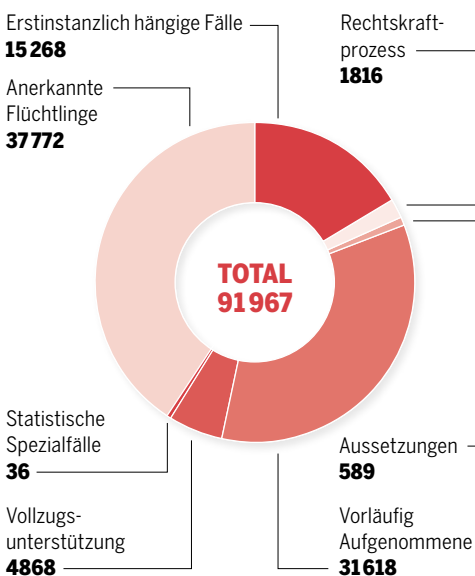
Vor dem Hintergrund der rasant wachsenden Zahl asylsuchender Migranten ist in Deutschland die Diskussion über ein Einwanderungsgesetz hitziger geworden – hitziger vor allem auch, weil die offene Debatte eines Einwanderungsgesetzes auch als Eingeständnis verstanden werden kann, Deutschland sei nun wirklich zum Einwanderungsland geworden. Je nach Verlauf der Debatte kann es gut sein, dass in Deutschland die Grenzen zwischen Asyl- und Zuwanderungspolitik verschwinden. Wenn heute die Einreise von Flüchtlingen bereits als Massnahme zur Verbesserung der Bevölkerungsstruktur gesehen werden, wird man rasch zu der Frage gelangen, ob man den Einwanderern die Integrationskosten bezahlen soll und ob sie normal arbeiten dürfen. Die Sogwirkung einer solchen Politik auf die armen Länder wäre gewaltig.

Gedehnter Asylbegriff

Die Schweiz ist schon lange ein Einwanderungsland, aber ohne Einbezug der Flüchtlingsströme. Die Zuwanderung von «normalen» Leuten – in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten primär aus dem EU-Raum – hat ja schon vor Jahren Debatten über die Kontrolle der Zuwanderung und schliesslich die Volksinitiative zur Begrenzung der Masseneinwanderung ausgelöst. In der Schweiz wird der Zustrom Asylsuchender noch nicht direkt mit einer Migrationspolitik verknüpft – vielleicht auch wegen der Wahlen. Der Asylbegriff wird aber bereits von einem grossen Teil der Politiker nicht mehr im ursprünglichen Sinn vertreten, sondern so sehr gedehnt, dass ihre Positionen nicht so weit weg von den deutschen sind. ○

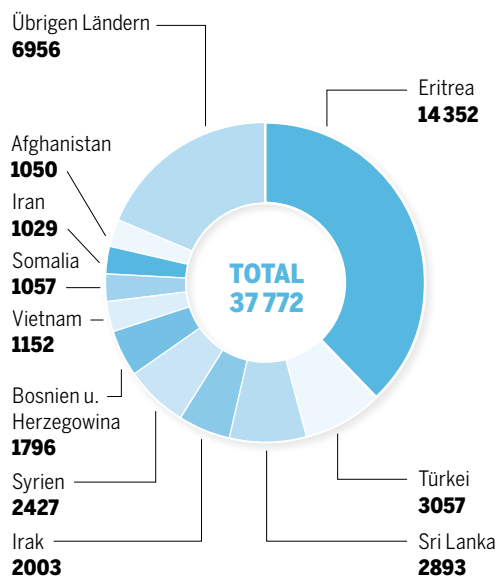
Das Schweizer Asylwesen

Status der Personen im Asylbereich Mitte 2015

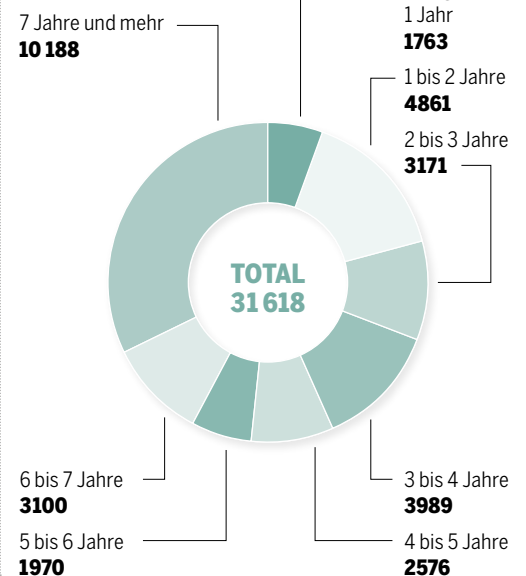


Jeder Zweite kann bleiben.

Anerkannte Flüchtlinge aus:



Vorläufig aufgenommene Personen nach Anwesenheitsdauer





Voller Energie bauen wir an der Energiezukunft.

Innovation findet auch 100 Kilometer vor der Nordseeküste statt:
Damit die Zukunft den erneuerbaren Energien gehört, ernten wir
klimafreundliche Energie dort, wo der Wind immer weht.
Mit 80 Windkraftanlagen in einer Wassertiefe von 40 Metern und
Rotoren mit einer Fläche so gross wie 1,5 Fussballfelder.
Erfahren Sie mehr auf www.axpo.com



Hilfe vor Ort muss vom Westen mitfinanziert werden: Flüchtlingslager Zaatari in Jordanien.

Syrien

Die Folgen der Untätigkeit

Von Kurt Pelda — Europa ist schockiert angesichts des Zustroms syrischer Flüchtlinge und handelt kopflos. Dabei hat sich die Katastrophe schon vor drei Jahren abgezeichnet – nur schauten damals alle weg.

Europa, ja die halbe Welt ist im Schock. Das Bild des dreijährigen Aylan Kurdi im roten T-Shirt, ertrunken an einem türkischen Strand, rüttelt auf und wird zum Emblem für die angeblich herzlose Asylpolitik der EU. Niemand kümmert sich dabei um störende Fakten wie die Tatsache, dass Aylans Vater Abdullah schon vor drei Jahren aus Syrien geflüchtet war und seither in der Türkei lebte und dort auch arbeitete. Die gefährliche Bootsfahrt, die dem kleinen Buben, seinem Bruder und der Mutter zum Verhängnis wurde, unternahm die Familie nicht, weil sie in der Türkei an Leib und Leben bedroht gewesen wäre, sondern weil der Vater ein künstliches Gebiss benötigte.

Die Meister der Heuchelei

Trotzdem ist der ertrunkene Aylan zum Symbol geworden. In Syrien interpretieren es die Menschen allerdings ganz anders als in Europa. «Es ist das Symbol, dass der Westen uns Syrer im Stich gelassen hat», schreibt mir Anwar, ein syrischer Freund. «Von Beginn der Revolution an wollte uns der Westen nicht helfen, nicht, als uns Assad bombardierte, und auch nicht, als er uns mit Giftgas umbrachte, selbst dann nicht, als der Islamische Staat (IS) uns zu foltern und köpfen begann. Es gab einfach keine Hilfe für Syrer.»

Vor ziemlich genau drei Jahren filmte ich ein namenloses Mädchen in Aleppo, Syriens grösster Stadt. Es war in ein blaues Tuch gewickelt und lag, wie achtlos abgelegt, am Boden eines Krankenhauses. Es war etwa so alt wie Aylan, doch sein Gesicht und seine Haare waren mit Staub bedeckt, der von einer Bombenexplosion stammte. Anders als Aylan, dem man den Ertrinkungstod auf dem Foto nicht wirklich ansah, wirkte das kleine Mädchen erschreckend tot. Eine von Assads Fliegerbomben hatte ihm beide Füsse abgerissen. Die Beinstümpfe waren mit dem blauen Tuch abgebunden, dennoch war das Mädchen verblutet.

Damals, vor drei Jahren, wurde die Szene mit dem Mädchen aus meinen am Fernsehen

gezeigten Dokumentarfilmen herausgeschnitten. Die schrecklichsten Bilder des syrischen Bürgerkriegs enthielten die Medien der Allgemeinheit vor, solche Bilder waren Fernsehkrimis und Kinofilmen vorbehalten. Das echte Grauen wollte man nicht sehen, sonst hätte man den Opfern ja vielleicht helfen müssen. Die fortschreitende syrische Apokalypse langweilte die Medien und deren Konsumenten. Es ging ja bloss um Muslime, irgendwo weit weg im Osten. Nun klopfen aber genau diese Muslime an Europas Tore. Seltsam nur: Plötzlich geben wir uns ganz erstaunt, dass so etwas passieren konnte. Als Meister der Heuchelei stehen Europas Politiker da, die so tun, als ob sie den Horror des syrischen Bürgerkriegs erst jetzt erfasst hätten.

Dabei zeichnete sich die Flüchtlingskatastrophe schon 2012 ab. Und was tat die Welt damals? Zu wenig. Jedes Jahr rief das Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) die Regierungen zu Spenden auf, um die in Syriens Nachbarländer strömenden Flüchtlinge mit dem Nötigsten zu versorgen. Doch das Geld floss zäh. Auf einen Exodus von Christen aus dem Nahen Osten hätte das Abendland anders reagiert. Aber es waren ja bloss Muslime. Mit jedem Jahr der Untätigkeit klaffte die Schere zwischen den benötigten Mitteln und den gesprochenen Beträgen weiter auseinander.

Wie die Welt die syrischen Flüchtlinge im Stich gelassen hat

Unterstützung in Millionen Dollar

	Benötigte Mittel	Erhaltene Mittel	Beitrag der Schweiz
2012	348	216	7
2013	2980	2160	16
2014	3740	2330	11
2015	4530	1820	17

QUELLEN: UNHCR, WELTWOCH

«Finanzieller Kollaps»: Hilfgelder fliessen zäh.

der. 2015 sind im Nahen Osten mehr als vier Millionen syrische Flüchtlinge zu versorgen, und dafür braucht das UNHCR rund 4,5 Milliarden Dollar. Doch davon hat die sogenannte internationale Gemeinschaft bisher gerade einmal 40 Prozent bereitgestellt (siehe Grafik). Und was tut die reiche Schweiz? Sie überwies

Das echte Grauen wollte man nicht sehen, sonst hätte man den Opfern ja helfen müssen.

dem UNHCR dieses Jahr etwas mehr als 17 Millionen Dollar. Das sind lächerliche 0,4 Prozent der benötigten Summe.

Die Uno spricht inzwischen schon von einem «finanziellen Kollaps» der betroffenen Unterorganisationen. Im Libanon mussten die Nahrungsmittelrationen der Flüchtlinge zum Teil drastisch gekürzt werden. Und wenn die Hilfe nicht zu den Flüchtlingen kommt, gehen die Flüchtlinge eben dorthin, wo es Hilfe gibt. Zwei Faktoren erleichtern den Exodus: Im Juli warnte der türkische Minister für EU-Angelegenheiten, Volkan Bozkir, dass die Türkei ihre Aufnahmekapazität ausgeschöpft habe und die nächste Flüchtlingswelle auf die EU überschwappen werde. Ankara habe 6 Milliarden Euro ausgegeben, um die Not zu lindern, doch aus der EU sei bloss ein grotesker Zustupf von 60 bis 70 Millionen Euro eingetroffen. Im August registrierte Ankara dann nochmals fast 134 000 neue Flüchtlinge aus Syrien. Das brachte das Fass offenbar zum Überlaufen. Seither machen die Behörden beide Augen zu, wenn überfüllte Schlauchboote von türkischen Stränden in Richtung der nahegelegenen griechischen Inseln ablegen. Und auch die Griechen haben ihre Haltung geändert. Früher brachten sie zahlreiche Bootsflüchtlinge schnurstracks wieder an die türkische Küste zurück, doch nun lassen sie die Migranten, unter ihnen auch zahlreiche Afghanen und Iraker, mehr oder weniger ungehindert durchs Land nach Westeuropa reisen.

Sieben Millionen intern Vertriebene

Im laufenden Jahr kamen bisher mehr als 366 000 Migranten auf dem Seeweg nach Europa, davon knapp 158 000 Syrer, und diese wiederum hauptsächlich über die Türkei und Griechenland. Von dort ging es über die Balkanroute weiter. Das europäische Flüchtlingsdrama ist also zu einem grossen Teil ein Syrienproblem. Doch die Zahl von 158 000 Menschen – so gross sie den verwöhnten Europäern auch erscheinen mag – verblasst angesichts der noch in der Türkei lebenden Syrer. Rund 2 Millionen Flüchtlinge aus Syrien hat die offizielle türkische Statistik Ende August registriert. Und jenseits der Grenze, im Innern von Syrien, irren laut Schätzungen der Uno weitere 7 Millionen Menschen als sogenannte intern Vertriebene

umher. Zählt man syrische Flüchtlinge und Vertriebene im ganzen Nahen Osten zusammen, kommt man auf 11 bis 12 Millionen Menschen. Bisher hat es aber nur ein ganz kleiner Teil von ihnen nach Europa geschafft. Europas Politiker, und vor allem jene in Deutschland, sollten also zuerst ein bisschen überlegen, bevor sie den Syrern weiterhin Hoffnung auf unbeschränkte Aufnahmekapazitäten machen. Solche unbedachten Äusserungen könnten Hunderttausende, wenn nicht gar Millionen Menschen übers Meer nach Europa locken – mit noch mehr Ertrunkenen als bisher. Das dadurch verursachte Chaos kann man sich lebhaft vorstellen, wenn die EU schon mit 158 000 Syrern vollkommen überfordert ist.

Schutzzone für Flüchtlinge

Was müsste Europa also tun? Als Erstes alle Wortmeldungen und Massnahmen unterlassen, die eine weitere Sogwirkung entfalten könnten. Zweitens die Spenden an das UNHCR und die Nachbarländer Syriens massiv erhöhen, damit den Flüchtlingen an Ort und Stelle besser geholfen werden könnte. Und drittens muss man aufhören, auf reine Symptombekämpfung zu machen. Was die Türkei in Syrien schon lange fordert – die Einrichtung einer Schutzzone für Flüchtlinge im Norden des Landes und eine damit verbundene Flugverbotszone –, ist das einzige Mittel, um den demoralisierten syrischen Flüchtlingen wieder Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat zu machen. Assads Luftangriffe – vor allem auf die Metropole Aleppo – und in viel kleinerem Ausmass die vom IS verschuldeten Vertreibungen haben Millionen Menschen in die Flucht ge jagt. Das muss endlich aufhören. Dann sollten Europa und die

Europa muss die Spenden an das UNHCR und an die Nachbarländer Syriens massiv erhöhen.

USA mit Russland Gespräche aufnehmen, in die später auch die betroffenen Regionalmächte Türkei, Iran und Saudi-Arabien einzubeziehen wären. Ziel müsste es sein, sich auf ein Nachfolgeregime für den diskreditierten Assad zu einigen, unter Ausschluss radikaler Elemente wie des IS und al-Qaida.

Diese temporäre politische Lösung würden die Regionalmächte und Financiers der verschiedenen syrischen Kampfgruppen ihrer Klientel im Bürgerkriegsland aufzwingen – mit der Drohung, sonst jegliche Hilfe an widerspenstige Milizen einzustellen. Sobald sich eine solche Lösung abzeichnete, müssten sämtliche Mitglieder der Koalition, die Assad und seinen Clan an der Macht abzulösen hätte, gemeinsam Front gegen den IS und gegen al-Qaida machen, unterstützt von ausländischen Waffenlieferungen und Luftangriffen der internationalen Koalition. ○

Kommunikation

Handys als Retter

Moderne Mobiltelefone helfen auf der Flucht oft mehr als Schlepper. Von Kurt Pelda

Machmud hat lange gegen die Armee von Diktator Assad und gegen den Islamischen Staat (IS) gekämpft, jetzt hat er genug. Er will nach Europa. Mit seiner Frau, seinen drei Kindern und seinem Neffen wartet er in der Nähe der türkischen Stadt Bodrum auf den Anruf seines Schleppers. Ein arabischer Freund in der Schweiz erklärt ihm inzwischen auf Whatsapp, dass er seine türkischen Lira noch vor der Abreise in Euro umtauschen sollte. Und dass er sich nach



Vernetzt: Flüchtende mit Mobiltelefon.

der Ankunft auf Samos eine griechische SIM-Karte besorgen müsse, sonst werde es schwierig mit der Kommunikation.

Syrische Flüchtlinge sind auf den Internetzugang ihrer Handys angewiesen. Kartenmaterial und GPS-Koordinaten können Leben retten, wenn ein Flüchtlingsboot in Seenot gerät. Über Whatsapp oder Viber werden Freunde verständigt, die wiederum die Küstenwache alarmieren und die Position des Boots angeben. Auf Facebook tauschen die Syrer Erfahrungen aus über Routen, gute und schlechte Schlepper, verlässliche Taxifahrer, günstige Unterkünfte.

Das Smartphone ist zum wichtigsten Helfer geworden, oft wichtiger als die Schlepper, die viel Geld verlangen. In Facebook-Gruppen helfen sich Flüchtlinge gegenseitig, geben Tipps, wo die ungarische Grenze undicht ist, was die serbische Polizei unternimmt oder wo im mazedonisch-serbischen Grenzgebiet Banden Jagd auf Flüchtlinge machen. Und Machmud? Er filmt seine Kinder und fragt sie, warum sie Syrien verlassen haben. Dann schickt er mir das Video. Die Kinder sagen, dass sie sich vor dem IS fürchteten. Am nächsten Tag soll die Überfahrt nach Samos stattfinden.

Budapester Wahrheiten

Von Wolfgang Koydl — Abschreckung statt Ermutigung: Ungarns Regierungschef Viktor Orbán setzt in der Migrantenkrise die richtigen Zeichen. Hoffentlich erkennt Europa das, bevor es zu spät ist.

Seit Jahren missachtet Italien das Dublin-Abkommen: Weder sichert das Land seine Grenzen gegen illegale Migranten, noch registriert es die Flüchtlinge. Man winkt sie durch nach Norden. Falls doch zufällig einer seine Fingerabdrücke auf einer italienischen Datei hinterliess, brauchte er gleichwohl keine Rückführung zu befürchten. Unzumutbar, unmenschlich seien die Zustände in Italiens Flüchtlingsunterkünften, beschied sogar der europäische Gerichtshof für Menschenrechte. Faktisch setzten die Strassburger Richter den Dublin-Vertrag ausser Kraft.

Kritik an Italien gab es – meist landestypisch verhalten – vorrangig aus der Schweiz, der Fortsetzung der Migranten-Direttissima, die vom Mezzogiorno über den Mailänder Hauptbahnhof nach Norden führt. Von anderen Europäern mussten sich die Eidgenossen freilich Rügen anhören: «Wie könnt ihr nur so unfreundlich mit den Italienern umspringen? Seht ihr nicht, wie überfordert die mit dem Ansturm sind.»

Auch Ungarn liegt an einer Aussengrenze des Schengenraums, und auch Ungarn ist überfordert mit Hunderttausenden von Menschen, die seit Monaten ins Land strömen. Doch Ungarn hält sich strikt an die europäischen Vorgaben: Budapest sichert die Grenze, seit kurzem sogar mit einem Zaun. Es versucht, alle illegalen Grenzgänger zu registrieren und an der Weiterreise zu hindern. Wer aus einer ungarischen Erstaufnahmeeinrichtung ausbüxt, wird eingefangen und wieder zurückgebracht.

Einreiseverbot für «Präsident» Orbán

Doch im Gegensatz zu Italien wird Ungarn und allen voran sein Regierungschef Viktor Orbán nach Strich und Faden abgewatscht. Egal, was er tut, es ist immer falsch: Ob er Migranten draussen vor der Landesgrenze aufhalten, drinnen im Land in Lagern behalten oder dann doch mit Bussen über die Grenze nach Österreich und Deutschland bringen will – der schwarze Peter bleibt immer an ihm hängen. Selbst die Tatsache, dass Orbán mit einem Grenzzaun die EU-Aussengrenze sichern möchte, wird ihm als krimineller Akt ausgelegt. Dabei hatte doch die EU selber den Schengenvertrag mit dem Versprechen durchgesetzt, dass man die EU-Aussengrenzen sichern werde, um die Binnengrenzen aufzulösen. Man hat das eine getan, ohne das andere zu schaffen.

Hört man Medienberichte aus Ungarn, könnte man gar den Eindruck gewinnen, so

manchem Syrer erginge es in seiner vom Bürgerkrieg verwüsteten Heimat womöglich besser als in dem magyarischen Unrechtsstaat. Als vorläufig letzte Stimme ist SP-Chef Christian Levrat in den Chor der Kritiker eingefallen – mit der Forderung nach einem Einreiseverbot für «Präsident» Orbán. Dass der Sozialdemokrat noch nicht einmal die politische Funktion des ungarischen Regierungschefs kennt, beraubt seinen zackigen Vorstoss ein wenig der Überzeugungskraft.

Der Grund für die ungleiche Behandlung von Italien und Ungarn liegt auf der Hand: In Rom regiert ein netter, linker Sozialdemokrat, in Budapest ein finsterner Rechtspopulist. Dass Matteo Renzi noch nie von nur einem einzigen

«Wir müssen uns nun schrittweise wieder an die Gesetze halten.»

Italiener gewählt wurde, derweil Orbán mehrmals überwältigende Wahlsiege an der Urne einfuhr, spielt keine Rolle. Mit Wählerentscheidungen tut sich Europas Polit-Elite ohnehin schwer, solange sie nicht im Mainstream liegen. Die Griechen mit ihrem Syriza-Experiment können ein Lied davon singen. Viel entscheidender aber ist: Linke haben in der all-



Schwarzer Peter: Regierungschef Orbán.

gemeinen Vorstellung grundsätzlich immer recht, Rechte liegen ebenso grundsätzlich stets voll daneben. Links ist gut, links ist klug, rechts ist dumpf und böse.

Angela Merkels Problem

Unabhängig von der gebetsmühlenartig repetierten Kritik hat der ungarische Ministerpräsident freilich aber auch oft schlicht und einfach recht. Auf einem Kontinent, wo Politik und Medien derzeit kühle Vernunft und Verstand mit scheinbarem Mitgefühl und kamerareifer Moral vertauscht haben, setzt Orbán die richtigen Signale: Rechtsstaat statt Aushöhlung des Asylrechts.

Es sei «moralisch und menschlich richtig», sagte er dieser Tage in Brüssel, auch syrischen Bürgerkriegsflüchtlingen zuzurufen: «Please, don't come. Warum kommt ihr aus der Türkei in die EU? Die Türkei ist ein sicheres Land. Bleiben Sie dort. Es ist riskant, nach Europa zu kommen.» Es sind einleuchtende Erkenntnisse, die er da aussprach – nicht erst seit den Bildern des an der türkischen Küste angeschwemmten Leichnams eines dreijährigen syrischen Bubens und des Kleinlasters auf einer österreichischen Autobahn, in dem 71 Männer, Frauen und Kinder elend erstickten.

Der Vorwurf, Ungarns Premier verfolge mit seinem Versuch einer konsequenten Asylpolitik vor allem innenpolitische Ziele gegen die Beinahe-Faschisten der Jobbik-Partei ist zwar theoretisch denkbar, aber praktisch unfair, da sich der Staatschef ja um die Einhaltung europäischer Verträge bemüht.

Orbán gehört zu den wenigen, die es wagen, die mächtigste Frau Europas direkt zu kritisieren. Denn natürlich ist, wie er hervorhob, die neue Völkerwanderung Angela Merkels Problem. Sie und ihre Regierung sind es, welche falsche Signale aussenden und so einen Sog erzeugen, der immer mehr Arme aus aller Welt nach Europa zieht. Dieser Meinung schliessen sich inzwischen sogar die meisten Deutschen an: Egal, ob sie pro oder contra Asyl sind – 79 Prozent halten die Migrantenkrise für ein deutsches Problem.

Das wohl fatalste Fehl-Signal an die Flüchtlinge in der letzten Zeit ging – wie man in Berlin inzwischen selbst unter der Hand zugibt – auf eine Panne zurück. Eine interne Anweisung des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, laut der Syrer bis auf weiteres nicht mehr in ihre Erstaufnahmestaaten zurückgeschickt werden sollten, gelangte an



Die neue Völkerwanderung: Hunderte Migranten gehen auf der Autobahn von Budapest in Richtung österreichische Grenze, 4. September 2015.

die Öffentlichkeit und verbreitete sich über soziale Netze rapide unter den Menschenmengen, die vor dem Budapest Keleti-Bahnhof oder anderswo im Land darauf warteten, dass es irgendwie weitergehen würde.

Selbst Angela Merkel wohlgesinnte Politiker wie Luxemburgs Außenminister Jean Asselborn fassten sich bei dieser Nachricht an den Kopf: «Das ist menschlich verständlich, aber der Effekt ist, dass über die Balkanroute noch mehr Menschen nach Deutschland wollen», sagte er. Inzwischen ist diese Erkenntnis sogar bei Merkels bayrischer Schwesterpartei CSU angelangt: Berlin ermutige potenzielle Flüchtlinge, anstatt sie abzuschrecken, monierte der Parteivorstand. Klammheimlich stimmt man nicht nur dort Orbán auch bei dessen Prognose zu, dass in den nächsten Jahren nicht Hunderttausende von Menschen in Europa einfallen werden, sondern Millionen. Nur laut auszusprechen wagt dies im gegenwärtigen deutschen Meinungsklima niemand. Es ist eine sehr unheilvolle Entwicklung im Gang: Die Besorgten trauen sich nicht mehr an die Öffentlichkeit. Das Unbehagen wird aus der zivilisierten demokratischen Sphäre in den gewaltbereiten Untergrund verdrängt.

Budapest erblickte in der vermeintlichen Berliner Carte blanche für Syrer eine Gelegen-

heit, die angespannte Situation im eigenen Land zu entschärfen, und liess Züge mit Migranten nach Norden rollen – bis panische Anrufe aus Wien und Berlin den Zugverkehr vorübergehend stoppten. Die Ursachen für das darauffolgende Chaos, in dem niemand mehr wusste, wie es nun weitergehen sollte, lagen daher eher in Berlin als in Budapest. Was die deutsche Politik – sekundiert von den braven Österreichern – nicht daran hinderte, den Ungarn alle Schuld zuzuweisen.

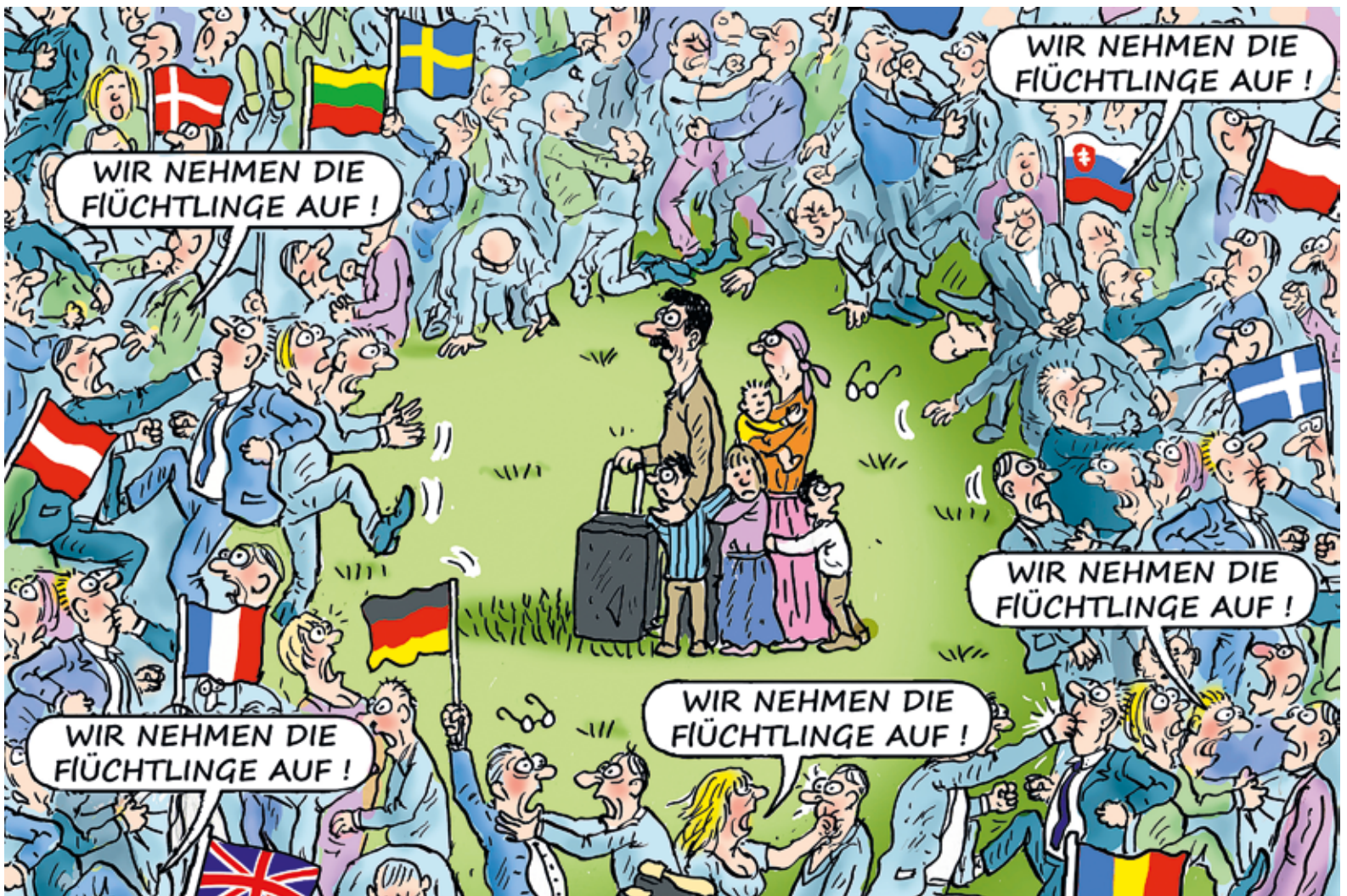
Die unrühmliche Rolle, die Wien in den vergangenen Tagen als willfähriger Durchschleuser der Migranten und damit als Rechtsbrecher der Dublin-Regeln spielte, wurde geflissentlich ignoriert. Unkommentiert durfte Österreichs Bundeskanzler Werner Faymann feixend verkünden, dass «wir uns nun schrittweise wieder an die Gesetze halten müssen».

Auf Hilfe aus der EU kann Ungarn nicht zählen. In Brüssel spricht kaum jemand davon, dass das kleine Land überfordert ist mit den Menschen, die trotz des Grenzzauns ins Land strömen. Auf die Frage, was Budapest denn tun solle angesichts der unaufhörlich nachdrängenden Migrantenmassen, flüchtete Kanzler Faymann – stellvertretend für viele – ins Unverbindliche: Orbán müsse sich an einer

gemeinsamen europäischen Lösung beteiligen, schwadronierte er. Damit meint er Verteilungsquoten und gleiche Anerkennungsstandards in allen EU-Ländern. Doch selbst wenn sich dies mit deutscher, nennen wir es mal: Überzeugungskraft erreichen liesse, bestünden die unterschiedlichen Lebensstandards in der EU fort. Und darauf kommt es den Migranten an, nicht auf persönlichen Schutz vor echter oder erfundener Verfolgung.

Einrichtung eines Fluchtkorridors

Budapest sucht sich denn auch Verbündete in der Nachbarschaft, im Rahmen der Visegrad-Gruppe etwa, der neben Ungarn die Slowakei, die Tschechische Republik und Polen angehören. Ihr jüngstes Treffen in Prag wurde in Westeuropa mit grosstem Misstrauen beäugt. «Jeder hat das Recht, sich zu treffen», war alles, was Angela Merkel schmallippig dazu anmerkte. Bei der Zusammenkunft kam die Einrichtung eines Fluchtkorridors zur Sprache: Die in Ungarn gestrandeten Migranten sollten per Bahn über Bratislava und Prag direkt nach Berlin transportiert werden. Dort kämen sie am brandneuen Hauptbahnhof an, gleich im Regierungsviertel. Angela Merkel könnte ihnen vom Bürofenster aus zur Begrüssung zuwinken. ○



Wer bei diesem Betroffenheitskult nicht mitmacht, ist bereits verdächtig.

Intellektuelle

«Käfig voller Feiglinge»

Von Rico Bandle und Marian Kamensky (Illustration) — Grausame Situationen bedürfen manchmal harter Reaktionen, um das Elend langfristig einzudämmen. Darüber zu sprechen, ist in der Flüchtlingsdebatte kaum möglich. Die Berufsempörten würgen jede Diskussion im Namen der Moral ab.

Seine Worte sind von den Medien überhört worden. Oder man hat Peter Sloterdijk bewusst ignoriert, weil man doch Hemmungen hat, den bekanntesten lebenden Philosophen im deutschsprachigen Raum als Finsterling und Unmenschen abzutun. Im Deutschlandfunk hat sich Sloterdijk Ende Juli in bemerkenswerter Weise über die Flüchtlingsdiskussion geäußert: «Die Europäer müssen sich über ihre eigene Attraktivität [für Flüchtlinge] neue Gedanken machen.» Um den Flüchtlingsstrom einzudämmen, sei «so etwas wie eine wohltemperierte Grausamkeit» vonnöten. «Und das ist nun das Hauptproblem: Die Europäer definieren sich selbst als gutartig und nicht als grausam, und es gibt auch eine entsprechende Publizistik, die erste Ansätze zu einer defensiveren oder grausamen Grundhaltung sofort als Zivilisationsschande höchster Grössenordnung denunziert.»

Es ist nicht das erste Mal, dass Sloterdijk die Tyrannei der Moralisten beklagt. Als der Berliner Finanzsenator Thilo Sarrazin 2009 sein migrationskritisches Buch «Deutschland schafft sich ab» publiziert hatte und damit einen Tsunami der Entrüstung auslöste, ging Sloterdijk mit dem Justemilieu hart ins Gericht. «Man möchte meinen, die deutsche Meinungs-Besitzer-Szene habe sich in einen Käfig voller Feiglinge verwandelt, die gegen jede Abweichung von den Käfigstandards keifen und hetzen», schrieb er in der Zeitschrift *Cicero*. «Sobald einmal ein scharfes Wort aus einem anderen Narrenkäfig laut wird, bricht auf der Stelle eine abgekartete Gruppendynamik los. Dabei geht es zu, als gelte es, einen Wettbewerb in Empörungsdarstellung zu gewinnen: Wer schafft es, seine Konkurrenten an Würdelosigkeit im Eifern und Geifern zu übertreffen?»

In Deutschland ist diese Gruppendynamik ausgeprägter als hier, die historische Last führt zu einem eigenartigen Kompensationsdrang, man will in allen Bereichen zu den politisch korrekten Musterschülern gehören, von der Energie bis zur Flüchtlingspolitik. In der Schweiz sind wir noch nicht ganz so weit, hier kann man noch offener reden, die Tendenz geht aber in dieselbe Richtung. Argumentiert wird fast nur noch auf der Betroffenheitsebene; macht jemand auf die Folgen aufmerksam, die eine Grenzöffnung hat, so gilt das als «zynisch» (das neue Lieblingswort der Moralisten), «empathielos» oder «rechtsextrem». Verbreitet ein unliebsamer Politiker ein Flüchtlingsfoto, um seine unbequeme Botschaft zu verbreiten, so gilt das als «Hetze», als «geschmacklos», als Missbrauch von Leid, um politisch Stimmung zu machen.

Wenn die Empörten dann selber im Grossformat das Bild eines ertrunkenen Kindes am

Strand publizieren, so ist das natürlich keine Instrumentalisierung mehr, keine Stimmungsmache, sondern soll «aufrütteln».

Öffentlich Betroffenheit zeigen ist zur Pflicht geworden, vor jedem Votum zur Flüchtlingskrise muss ausdrücklich betont werden, wie schlimm man das alles finde – als bedürfe es eines Beweises, dass der Tod von 71 Flüchtlingen in einem Lastwagen oder ein ertrunkener Junge einen nicht kaltlasse. Wer bei diesem Betroffenheitskult nicht mitmacht, macht sich bereits verdächtig.

Die einfachste Form der Empörung besteht darin, seine Entrüstung über abstossende Leserkommentare auf Online-Plattformen auszudrücken, eine deutsche «Tagesschau»-Moderatorin wurde gar zur Social-Media-Heldin erklärt, als sie zum Widerstand gegen die anonymen Schreiber aufrief. Für viele Journalisten scheint es zum höchsten der Gefühle zu gehören, bei unbedeutenden Lokalpolitikern nach vermeintlich geschmacklosen oder rassistischen Twitter- und Facebook-Nachrichten zu suchen, um dann genüsslich ihre Abscheu darüber kundtun zu können. Nirgends wird man von moralischen Wertungen verschont, auch nicht in der sonst eher nüchternen «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens. So zum Beispiel am Samstag, als sich die Sendungsmacher in einem Beitrag über die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel und die Schweizer Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga zu einer fragwürdigen Wertung hinreissen liessen: Merkel sei «grösser und mutiger» als Sommaruga, da Deutschland entgegen dem Dublin-Abkommen keine syrischen Flüchtlinge mehr in die Erstaufnahmeländer zurückschicke.

«Europas Schande», schreiben sich die Zeitungen jeweils gegenseitig ab, wenn wieder eine grössere Katastrophe passiert, oder «Europas Tote». Schliesslich ist der Westen für

das Leid der Welt verantwortlich, weil er militärisch interveniert hat (Irak, Libyen), weil er nicht interveniert hat (Syrien) oder weil das böse kapitalistische System die armen Länder ausbeutet. Die Forderung ist dann immer dieselbe: Der Westen müsse seine Verantwortung wahrnehmen, was konkret heisst: die Grenzen bedingungslos öffnen, auch wenn dies meist nicht direkt so ausformuliert ist.

Alle sollen kommen

Wenn es um moralische Debatten geht, ist der Schweizer Schriftsteller Lukas Bärfuss zuverlässig als Sprachrohr der Ankläger zur Stelle. In einem Beitrag, der in der *Schweizer Illustrierten* und in der deutschen *Welt* publiziert wurde,

In der Schweiz sind wir noch nicht ganz so weit, die Tendenz geht aber in dieselbe Richtung.

schreibt er pathetisch: «Wer Flüchtlinge zurückweist, geht mit ihnen unter.» Die Schuldfrage, wie sollte es anders sein, ist für ihn auch eindeutig: «Die Menschen, die in Kühltransportern erstickten und im Mittelmeer ertrinken, sind letztlich Opfer dieser administrativen Grenzen. Ihnen fehlten die verlangten Papiere für eine ordentliche Einreise.» Ob jemand vor Krieg und Verfolgung flüchtet oder einfach ein besseres Leben sucht, ist für Bärfuss einerlei, alle haben für ihn ein Anrecht auf Aufnahme. «Erst ausgeglichene Lebensverhältnisse [zwischen Herkunfts- und Fluchtländern] machen eine Flucht unnötig. Bis dahin [...] müssen die Flüchtlinge aufgenommen und integriert werden.»

Was aber die Folgen eines Niederlassungsrechts für alle wären, darüber schweigt sich Bärfuss aus. In der Vergangenheit gab es, wenn überhaupt, nur so lange offene Grenzen, wie es keinen Sozialstaat gab. Jede Solidargemein-

schaft braucht Eingangshürden, sonst bricht sie auseinander, das bestreitet niemand. Doch ausgerechnet jene Kreise, die nach einem grosszügigen Sozialstaat rufen, fordern eine grenzenlose Einwanderung. Wie soll das gehen? Und was bedeutet es für eine Gesellschaft, plötzlich mit Zehntausenden von Menschen konfrontiert zu sein, mehrheitlich aus muslimischen Ländern, die ein völlig anderes Wertesystem haben? Bärfuss begnügt sich mit der Floskel «Grosse Aufgaben beinhalten grosse Chancen», was ähnlich hilflos tönt, wie wenn deutsche Politiker die Flüchtlingswelle plötzlich als Lösung für den Fachkräftemangel und die Überalterung der Gesellschaft umzudeuten versuchen.

Aber wie Sloterdijk schreibt: Man will um jeden Preis gutartig sein. Die konsequente Umsetzung der Flüchtlingsgesetze, Sloterdijk nennt dies «wohltemperierte Grausamkeit», wird als herzlos denunziert, selbst wenn eine harte Linie Fluchtdramen wie jene im Kühltransporter verhindern würde. Die Tyrannei der Moral lässt nicht zu, über unbequeme Massnahmen zu sprechen. Wobei, das muss fairerweise angefügt werden, es gibt noch seltene Ausnahmen, und hier sei das Fernsehen SRF für einmal löblich erwähnt. In der Diskussionsendung «Club» von letzter Woche forderten die beiden Experten Kurt Pelda und Beat Stauffer, Europa müsse «Härte zeigen», konnten dies auch ausführlich begründen, ohne von den anderen Gästen, unter anderem vom Bund und vom Roten Kreuz, als moralisch niederträchtige Menschen herabgestuft zu werden. Es war eine Diskussion mit Tiefgang und Offenheit, wie es sie zu diesem Thema kaum mehr gibt.

Es besteht also noch Hoffnung, dass sich Sloterdijks düstere Prognose über unsere Diskussionskultur als zu schwarzmalersisch erweist: «Auf Wahrheit soll künftig die Höchststrafe stehen: Existenzvernichtung.» ○



— Paolo Smali —

Vernissage am Montag, 14. September, ab 17 Uhr
im Terrasse, Zürich
Kunst- und Verkaufsausstellung vom
15. bis 26. September von 10 bis 24 Uhr

«Verliebt in das Detail».
So der Titel unserer diesjährigen Ausstellung.
Mit berührenden Stillleben.
Des venezianischen Kunstmalers Paolo Smali.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!
Besichtigung empfohlen von 15 bis 18 Uhr.

Terrasse, Limmatquai 3, 8001 Zürich

Bindella
la vita è bella

Strategien gegen das Chaos

Von Hubert Mooser — Das Thema Asyl dominiert den Wahlkampf. Was haben die Parteien zu bieten?



Echte und unechte Flüchtlinge: Der Bundesrat posiert mit Asylsuchenden in Riggisberg BE.

Die Migrationsproblematik steht zuoberst auf der Agenda von Medien und Politik. Sie zählt seit längerem zu den Kernthemen der SVP, aber auch die anderen Parteien sind durch die Realität und die jüngsten Entwicklungen herausgefordert. In der emotionalen Debatte kann man leicht die Übersicht verlieren. Was fordern die Bundesratsparteien? Welche Lösungen schlagen sie vor?

CVP: Kein Bargeld für Asylsuchende — Die Christdemokraten eifern in der Asylpolitik der SVP nach – zum Beispiel, wenn die Partei verstärkte Personenkontrollen an der Grenze und eine Aufstockung des Grenzwachkorps verlangt. Für Aufsehen sorgte die CVP kürzlich mit der Forderung, Asylsuchende sollten kein Bargeld mehr erhalten, sondern bloss noch Gutscheine und Sachleistungen. Damit sollen die mit Sozialhilfegeldern finanzierten Geldtransfers in Herkunftsstaaten unterbunden werden. Bei der Bewältigung des Flüchtlingsstromes will sie eine Kooperation mit der EU – inklusive einer finanziellen Beteiligung der Schweiz. Sie verlangt Rettungsaktionen im Mittelmeer und die Bekämpfung von Schlepperbanden, gemeinsam mit der EU. Die CVP will keine Wiedereinführung des Botschaftsasyls und will die Flüchtlinge auslesen dürfen: Schutz sollen vor allem Frauen, Kinder, Alte und behinderte Perso-

nen erhalten. Auch Christen sollen bevorzugt aufgenommen werden. Weiter ist die Partei für eine Beschleunigung der Verfahren und für Migrationspartnerschaften mit afrikanischen Staaten. Die CVP ist auch für ein Arbeitsverbot für Asylsuchende, solange sie in Bundeszentren sind. Es gibt aber auch noch andere Tendenzen in der CVP. Der Freiburger Nationalrat Dominique de Buman etwa verlangt die Lockerung der Einreisebestimmungen für die Familien von syrischen Asylsuchenden in der Schweiz.

SP: Offene Türen für alle Ausländer — Sozialdemokratische Vordenkerinnen wie die Co-Generalsekretärinnen Flavia Wasserfallen und Leyla Gül empören sich in Medienmitteilungen über das Flüchtlingseiland in der Welt. Die SP kämpfe für eine kluge und menschliche Migrationspolitik. Womit eine deutliche Erhöhung der Kontingente für Flüchtlinge aus Syrien gemeint ist. Die Genossen wollen auch das Botschaftsasyl wieder einführen. Dieses wurde nach der Abstimmung zur Revision des Asylgesetzes im Juni 2013 abgeschafft. Die SP verlangt weiter eine Aufhebung des Arbeitsverbots für Asylsuchende, die Aussetzung der Dublin-Regeln für Flüchtlinge aus Syrien, sichere Routen für Flüchtlinge auf dem Weg nach Europa. Wem die Flucht aus Eritrea gelinge und wer danach auf lebensgefährlichen

Routen nach Europa gelange, der brauche Schutz und Solidarität. Die SP unterstützt die Neustrukturierung des Asylwesens, wie sie in der Vorlage der eigenen Bundesrätin Sommaruga vorgesehen ist. Sie ist also für Bundeszentren und eine Beschleunigung der Verfahren. Die Genossen verlangen jedoch eine enge Betreuung und einen umfassenden und unentgeltlichen Rechtsschutz für Asylsuchende. Die SP setzt auch auf eine verstärkte Integration der Flüchtlinge.

BDP: Vorläufige Aufnahme überprüfen — Es verschlug selbst den eigenen Parteileuten die Sprache, als der frühere BDP-Präsident, Hans Grunder, nach den Schiffskatastrophen im Mittelmeer als Sofortmassnahme forderte, die Schweiz solle rund 50 000 Flüchtlinge aufnehmen. Sonst stellt sich die Partei der früheren Migrationsministerin Eveline Widmer-Schlumpf auf den Standpunkt: Bundesrat und Parlament werden es schon irgendwie richten. Sie ist für Bundeszentren und raschere Verfahren. Die BDP fordert jedoch eine Überprüfung des Status der vorläufigen Aufnahme. Laut BDP ist es richtig, dass Schutzsuchende auch bei einem abgelehnten Asylgesuch vorläufig in der Schweiz bleiben dürfen – solange sie zu Hause an Leib und Leben bedroht sind. Es sei aber zweifellos nicht im Sinne der vorläufigen Aufnahme, dass dieser Zustand über zehn Jahre und mehr dauere. Dem müsse man bei einer der nächsten Revisionen des Asylgesetzes Rechnung tragen. Für die BDP steht zudem eine bessere und effizientere Eingliederung in den Arbeitsprozess im Vordergrund – was auch immer das zu bewerkstelligen wäre. Die BDP würde die Wiedereinführung des Botschaftsasyls unterstützen, sollten europäische Länder diese Massnahme ins Auge fassen.

FDP: Keine geschlossenen Zentren — Das Chaos im Asylbereich müsse rasch behoben werden, verkündete der Freisinn 2011. Da waren die Asylzahlen noch tiefer als heute. Trotz angespannter Situation will FDP-Präsident Philipp Müller inzwischen nicht mehr von einem Asylchaos sprechen. Die FDP fordert zügige Verfahren, effiziente Strukturen und gutausgebildete Mitarbeiter im Bundesamt für Migration. Gegen renitente Asylsuchende sollen die Behörden konsequent durchgreifen. Die FDP verlangt eine Unterscheidung zwischen Asylsuchenden gemäss Asylgesetzen sowie Flüchtlingskonvention einerseits und der grossen Mehrheit von Kriegsvertriebenen sowie Wirtschaftsflüchtlingen andererseits. Nur Personen mit einem Fluchtgrund, der dem Asylgesetz entspricht, sollen den Flüchtlingsstatus erhalten. Die FDP ist auch für ein Rahmengesetz zur Integration mit Mindeststandards – inklusive Sanktionen bei Nichterreichen der Integrationsziele. Einen Alleingang der Schweiz bei der Wiedereinführung

des Botschaftsasyls lehnt die FDP ab. Die FDP will keine geschlossenen Bundeszentren, also keine Zentren, die von Asylsuchenden nicht verlassen werden dürfen. Sie sollen Nahrung, Kleider, Unterkunft und medizinische Versorgung, aber kein Bargeld und keine Sozialhilfe erhalten. Die FDP ist für ein Arbeitsverbot für Asylsuchende in Bundeszentren.

SVP: Einjähriges Asylmoratorium — Für die SVP sind die aktuellen Probleme hausgemacht. Wegen Fehlentscheidungen und Praxisänderungen wie beispielsweise gegenüber Asylsuchenden aus Eritrea und Sri Lanka seien die Gesuche aus diesen Ländern explodiert. Für die SVP geht die von den anderen bürgerlichen Parteien unterstützte aktuelle Asylgesetzrevision zu wenig weit. SVP-Vertreter verlangen, dass der Bundesrat via Notrecht die Anwendung des Asylgesetzes für mindestens ein Jahr teilweise ausser Kraft setzt. Während dieser Zeit dürften keine Personen mehr ins Asylverfahren aufgenommen werden. Die SVP will auch die Bewegungsfreiheit von Asylsuchenden einschränken. Die geplanten Bundeszentren sollen als geschlossene Anlagen errichtet werden. Für Schlagzeilen sorgten auch Pläne, nur noch Menschen Asyl zu gewähren, die auf dem Luftweg in die Schweiz kommen: Auf dem Landweg müssten sie sichere Länder durchqueren, die zum Dublin-System gehören – gemäss diesem Abkommen kann die Schweiz Asylbewerber in das Land zurückschicken, in dem sie das erste Gesuch stellten. Personen, die an der Grenze zu einem sicheren Drittstaat wie Italien angehalten werden, sollen formlos und unverzüglich in den sicheren Drittstaat zurückgeschickt werden. Weiter fordert die Partei eine Einschränkung des Rekursrechts von Asylsuchenden und die konsequente Rückschaffung von Wirtschaftsmigranten und kriminellen Asylbewerbern. Die SVP verlangt vom Bundesrat auch Gegenmassnahmen gegenüber Staaten, die ihre Bürger nicht zurücknehmen. Der Status der vorläufigen Aufnahme sei ersatzlos abzuschaffen, die Sozialhilfe auf das Niveau der Nothilfe zu reduzieren und der kostenlose Rechtsbeistand zu streichen. Die SVP will ausserdem verhindern, dass Gemeinden zur Umnutzung von Gebäuden – zwecks Unterbringung von Asylbewerbern – verpflichtet werden können.

Fazit: Mit Ausnahme der SP wollen eigentlich alle Bundesratsparteien nur echte Flüchtlinge aufnehmen und Wirtschaftsflüchtlinge rasch zurückschicken. Gleichzeitig will man das aktuelle Regime für Asylbewerber verschärfen – die SVP ein bisschen mehr als alle anderen. Wie die Erfahrung zeigt, kippen allerdings viele Parlamentarier wieder um, wenn es darauf ankommt. Man darf deshalb gespannt sein, ob die Ankündigungen und Programme auch nach den Wahlen noch gelten. ○

Rhetorik

Was sie sagen – wie es ist

Von Philipp Gut — Die europäische Asylpolitik ist gescheitert. Umso mehr werden die Missstände sprachlich verwedelt.



Verbale Schwimmwesten: Sommaruga.

«Die Zusammenarbeit mit unserem wichtigsten Dublin-Partnerstaat, Italien, verläuft insgesamt gut und lösungsorientiert» (Simonetta Sommaruga, Juni 2014): Das war die Antwort der SP-Justizministerin in der Sommersession 2014. Bereits damals registrierte Italien nur noch einen Teil der ankommenden Mittelmeer-Migranten, trotz Dublin-Vorgabe. Mittlerweile schreibt selbst die NZZ: ««Dublin» ist toter Buchstabe». Dass die europäische Asylpolitik gescheitert ist, sei «längst» eine Binsenwahrheit. Wirklich? Im Mai 2014 titelte die gleiche Zeitung noch im Einklang mit der Bundesverwaltung: «Dublin-Zusammenarbeit besser als ihr Ruf». Erfahrungsgemäss wird in Parlament und Bundesrat die Realitätsverweigerung andauern. Sicher bis nach den Wahlen.

«Wo jedoch keine Hinweise auf die Zuständigkeit eines anderen Dublin-Staats vorliegen, kann kein Dublin-Verfahren eingeleitet werden, und das Asylgesuch wird von der Schweiz geprüft» (Sommarugas Staatssekretariat für Migration, September 2014): Verwaltungsverwedelungsdeutsch. Obschon ungefähr 90 Prozent der eritreischen Asylbewerber mit dem Zug von Mailand nach Chiasso einreisen und es völlig klar ist, dass Italien für das Dublin-Verfahren zuständig wäre, werden die Gesuche in der Schweiz abgewickelt. Mit der Folge, dass die Mehrheit der Antragsteller als aner-

kannte Flüchtlinge oder vorläufig Aufgenommene bleiben darf, zumal der südliche Nachbar die Rückübernahmen fast ganz eingestellt hat.

«Wir haben kein Asylchaos» (Eveline Widmer-Schlumpf, September 2015): Beschwörungsformel, die, einer Stafette gleich, die Runde macht. Die Betonung liegt auf dem «wir». Rundherum fällt die europäische Asylpolitik auseinander: Die Schlepperrouten florieren, die Schengen-Grenzen sind Makulatur, die Oststaaten verweigern Flüchtlingsquoten, die Registrierung und Rückführung illegaler Migranten funktioniert nicht mehr. Davon ist auch die Schweiz betroffen. Bisher mussten hier zwar keine Zeltstädte aufgebaut werden. Fakt aber ist, dass Hunderttausende Sozial- und Armutsmigranten aus afrikanischen und anderen Ländern nach Europa strömen und Asyl verlangen – zum Nachteil der wirklich Verfolgten.

«Grillpartys gegen Kriegsflüchtlinge seien «beschämend» (Sommaruga, August 2014). Die Schelte bezog sich auf Proteste in der Gemeinde Aarburg, die sich nicht gegen Kriegsflüchtlinge richteten, sondern gegen die steigende Zahl Eritreer, die mit ihrer 90-Prozent-Sozialhilfequote die öffentlichen Finanzen strapazieren. Von den 51 737 Personen, die sich im Asylprozess befinden (Stand Juli 2015), stammen 6918 Personen aus dem Kriegsland Syrien.

«Flüchtlinge.» Von «Asylsuchenden» wird schon länger kaum mehr gesprochen. Auch der Begriff «Armutsmigranten» verschwand inzwischen weitgehend, zumal nach dieser Definition selbst deutsche Hartz-IV-Empfänger in die reichere Schweiz flüchten könnten, geschweige denn viele der rund 1,2 Milliarden Afrikaner. Lieber spricht man schwammig von «Flüchtlingen» – in seiner Spannweite bezieht der Begriff die halbe Welt mit ein. Dabei wird die Unterscheidung zwischen politisch Verfolgten, die Anspruch auf Asyl haben, und illegalen Migranten bewusst verwischt und der Rechtsstaat ausgehöhlt.

«Die Schweiz ist schliesslich das Land der humanitären Tradition, [...] und wir sind stolz darauf» (Sommaruga, August 2014). Wenn die Argumente ausgehen, greift der Homo politicus zur verbalen Schwimmweste «humanitäre Tradition» – als ob diese für die echten politischen Flüchtlinge je infrage gestellt worden wäre. ○

Eintritt frei

Von Henryk M. Broder — Ein stolzes Land will «mögliche Berührungsgänge auflösen».



Anfang Woche gab der Direktor der Frankfurter Buchmesse bekannt, Flüchtlinge könnten die im Oktober stattfindende Buchmesse kostenlos besuchen.

So wolle man «mögliche Berührungsgänge auflösen». Allerdings, die kostenlosen Eintrittskarten würden nur für den letzten Messetag gelten.

Wer schon mal die Frankfurter Buchmesse besucht hat, der weiss, dass der letzte Tag, ein Sonntag, die Hölle ist. Zehntausende von Menschen schieben sich durch die Hallen, Bauch an Rücken, Ellbogen an Ellbogen, vor den Theken der Imbissstände und den Toiletten bilden sich lange Schlangen, trotz des allgemeinen Rauchverbots ist die Luft toxisch wie in einer lange ungelüfteten Turnhalle. Von den Büchern, um die es eigentlich geht, bekommt man kaum etwas zu sehen, es sei denn, man walzt jeden nieder, der einem im Weg steht. Eine solche Nahkampfverfahren sollte keinem Menschen zugemutet werden, der eine wochenlange Flucht hinter sich hat. Die «Berührungsgänge», die man «auflösen» möchte, werden auf diese Weise nur verstärkt, und das nicht nur bei Klaustrophobikern, sondern bei jedem, der auf ein wenig Distanz zu seinen Mitmenschen Wert legt. Aber auf so etwas kommt es in diesen Tagen nicht an. Den Flüchtlingen muss geholfen werden.

Deutschland hat über 20 000 «Asylsuchende» an einem Wochenende aufgenommen, allein in der Stadt Kempten im Allgäu waren es 800, «mehr als in Estland und Lettland zusammengekommen», wie es in einem der Berichte über die Arbeit der freiwilligen Helfer hiess. Die Kanzlerin sprach von einem «bewegenden und atemberaubenden Wochenende», bei dem ein Bild von Deutschland entstanden ist, auf das wir alle «ein Stück weit stolz sein» können. Überhaupt war sehr viel von Stolz die Rede. Während sich der Rest von Europa abschottet, Österreich die Flüchtlinge nur durchreisen lässt und die Schweiz wie üblich abseitssteht, machen wir die Tore ganz, ganz weit auf und bieten jedem «ein ordentliches Dach über dem Kopf».

Und wenn die Flüchtlinge merken, dass es kein Haus, sondern nur ein «warmes Zelt» ist, bekommen sie noch ein Buch dazu: «Die Kunst der Bescheidenheit – Wie wenig man zum glücklichen Leben wirklich braucht».

Perpetuum mobile per Gesetz

Von Silvio Borner — Wie in der Physik, so gibt es auch in der Ökonomie unverrückbare Gesetzmässigkeiten.

Wenn Politiker diese zu ignorieren versuchen, wird es teuer.

Jeder Ingenieur oder Physiker kennt Carnot. Jeder Ökonom kennt Cournot. Diese beiden Genies, Carnot als Ingenieur und Cournot als Mathematiker, haben im 19. Jahrhundert in Paris gelebt und Gesetze formuliert, die in ihrer Einfachheit und Allgemeingültigkeit die technisch-wirtschaftliche Entwicklung entscheidend geprägt haben.

Carnot war ein Ingenieur, der den technischen Rückstand gegenüber England aufzuholen versuchte. Dabei entdeckte er unverhofft eine unerbittliche Gesetzmässigkeit. Bei jeder Umwandlung von thermischer Energie in andere Energieformen (beispielsweise mechanische Energie) ist der Wirkungsgrad durch die Temperaturdifferenz zwischen der Quelle (z.B. Dampf) und der Senke (z.B. Umgebungsluft) begrenzt. Ist der Dampf (Quelle) 300 Grad Celsius heiss und die Lufttemperatur (Senke) 14 Grad, dann beträgt der maximal mögliche Wirkungsgrad 0,5 oder 50 Prozent. Dieser kann nur im Idealfall erreicht und durch keine Technik der Welt überschritten werden. In unserem Beispiel bekommen wir so im Maximum 50 Prozent Arbeit und 50 Prozent Abwärme. Je höher die Temperaturdifferenz, desto höher der Carnot-Wirkungsgrad, der sich aber nur asymptotisch dem Wert von eins annähern kann. Jeder Wert über eins oder 100 Prozent wäre ein Perpetuum mobile. Patentämter schmeissen entsprechende Anmeldungen unbesehen in den Papierkorb.

Carnot liefert aber auch einen reibungslosen Übergang zur ökonomischen Betrachtungsweise. Wenn wir, wie in unserem Beispiel, die 50 Prozent Abwärme nutzen wollen, ist die Temperaturdifferenz gewaltig geschrumpft mit entsprechend tieferem Wirkungsgrad, was gleichbedeutend ist mit steigenden Kosten. Technisch machbar ist ausser dem Perpetuum mobile fast alles, wie der Irrsinn des Solarflugzeugs von Piccard zeigt. Es ist genau an der absoluten Grenze des technisch Machbaren, aber unendlich weit weg von jeglicher kommerziellen Nutzung. Gleiches gilt in abgeschwächter Form für ein völlig energieautarkes Haus, das durchaus konstruierbar ist, aber wirtschaftlich allen Alternativen haushoch unterlegen bleiben muss.

Der Ökonom Cournot hat herausgefunden, wie ein Unternehmen den Preis seines Produkts so festlegt, dass der Profit maximal ist. Wie bei

Carnot ist dieser profitmaximierende Preis ebenfalls von nur zwei Grössen abhängig: den Grenzkosten der Produktion und der Elastizität der Nachfrage, die uns sagt, wie stark eine Preisänderung das Nachfrageverhalten beeinflusst. Auch hier gibt es eine klare Untergrenze, nämlich einen Profit von null bei vollkommener Konkurrenz oder einen Monopolgewinn, der mit sinkender Elastizität zunimmt. Dynamisch interpretiert, können wir daraus zwei alles entscheidende Strategien von Innovatoren ableiten. Zum einen gilt es, die Grenzkosten zu senken, sei es durch Grössenvorteile oder Prozessinnovationen. Zum anderen können wir durch Produktdifferenzierung oder Innovationsvorsprünge die Elastizität der Nachfrage nach unseren Leistungen reduzieren. In beiden Fällen erhöht sich zumindest kurzfristig der Profit. Wie wir gerade im IT-Bereich mit rasant-revolutionärem Fortschritt erkennen

können, vernichtet der Wettbewerb diese Monopolrenten schnell.

Carnot lehrt uns, wo die absolute Grenze zwischen dem technisch Machbaren und dem Perpetuum mobile liegt. Er zeigt aber auch, weshalb mit zunehmender Wiederverwertung der Abfälle (Abwärme) die Kosten rasch ansteigen und damit den Profit wegfressen. Von Cournot lernen wir, dass die Elastizität der Nachfrage von der Quantität und der Qualität der Konkurrenten abhängt. Anbieter im offenen Wettbewerb sind so dazu verdammt, ständig nach Innovationen aller Art zu suchen, die ihnen einen Vorsprung verschaffen. Dadurch entstehen wohl temporär Monopolrenten. Doch diese treiben den Innovationsprozess voran, während Subventionen oder Regulierungen zugunsten bestehender Technologien den Innovationsprozess stoppen. Henry Ford hat einmal gesagt: «Was sich die Menschen wünschen, sind schnellere Pferde.»

Wenn wir beispielsweise per Gesetz vorschreiben, wie wir mit heutigen Technologien in zwanzig Jahren ein Gebäude heizen müssen, dann ist das technisch kontraproduktiv und wirtschaftlich schädlich. Aber genau das wollen uns die kantonalen Baudirektoren mit ihren Mustervorschriften der Kantone im Energiebereich (MuKE) aufzwingen. Hier kann und muss das Stimmvolk auf-Mu(c)KE.

Der Autor ist Mitglied des Carnot-Cournot-Netzwerks. www.c-c-netzwerk.ch





Hello Tomorrow Emirates

Verlieben Sie sich auf jeder Reise neu

Entdecken Sie immer wieder neu die Romantik des Reisens mit über 2000 Musikkanälen, Fernsehen und Filmen angefangen vom klassischen Kino über Science-Fiction bis hin zum Action-Abenteuer. Lassen Sie sich von unserer Bordunterhaltung an Orte entführen, die Sie auf keiner Karte finden.

emirates.ch

Kostenloses WLAN in ausgewählten Flugzeugen • Grosszügige Gepäckbestimmungen

Fliegen Sie mit Emirates täglich zweimal ab Zürich und einmal ab Genf via Dubai zu über 140 Destinationen weltweit. Für weitere Informationen besuchen Sie bitte emirates.ch oder wenden Sie sich an Emirates unter Telefon 0844 111 555 oder an Ihr Reisebüro.

Der Weltpolizist macht Ferien

Von Hansrudolf Kamer — Amerikas Rückzug als Ordnungsmacht hat Folgen. Der syrische Bürgerkrieg wuchert weiter und treibt Flüchtlinge nach Europa. Die grenzenlose Utopie der EU ist am Ende.



Gehe zur Krise, sonst kommt sie zu dir!», ist ein Satz, den der verstorbene Schweizer Strategie Gustav Däniker in den Jahren nach dem Zerfall der Sowjetunion gerne zitierte.

Selten ist er so fassbar geworden wie angesichts der Welle von Flüchtlingen, die Europa überschwemmt. Die Krise ist der syrische Bürgerkrieg. Und er ist nach Europa unterwegs.

Terrorismus-Export und Flüchtlinge sind die Folgen einer Politik, die den Mittleren Osten sich selbst überlässt. Die Lehren aus Jahrzehnten westlicher Einflussnahme «East of Suez» sind vergessen. Frühere Generationen von Politikern in Europa und vor allem in Amerika waren sich dagegen bewusst, dass robuste Pflege westlicher Interessen auf dem Globus notwendig ist, um die eigene Lebensweise zu bewahren.

Interventionen, auch militärische, bergen immer Risiken, schaffen aber auch Einflussmöglichkeiten und können grösseren Desastern vorbeugen. Das Abwägen der Risiken und Chancen und ihre Einordnung waren einst die vornehmsten Aufgaben der Strategen. Nichtstun dagegen beschränkt die Optionen immer auf die Bewältigung sich verschlimmernder Folgen.

Der Krieg in Syrien ist das Paradebeispiel. Wer erinnert sich noch an den Friedensplan der Arabischen Liga, der kurz nach Beginn der eskalierenden Kampfhandlungen präsentiert und von Russland und China in der Uno abgeschossen wurde? Es gab zwei Kofi-Annan-Friedensvorschläge, die ignoriert wurden. Russland und der Iran stützten den Gewaltherrscher Assad, dem – wie einst Saddam Hussein – jedes Mittel recht ist, um seine Clique an der Macht zu halten.

In westlichen Demokratien sind realistische Überlegungen kaum mehr «politikfähig». Der geopolitisch unbedarfte Jungsenator aus Chicago gewann die amerikanischen Präsidentenwahlen 2008 gerade mit seiner luftigen Überzeugung, dass er nach der vermeintlich aggressiven Politik seines Vorgängers nun alles anders machen müsse. Kriege würden erben. Die Welt werde friedlich. Amerika werde wieder der globale Darling. Der frühe Friedensnobelpreis nährte diese Illusionen.

Obamas Vorstellungswelt wurde geschult in den Theoriesälen von Harvard, in denen weit

ab vom Schuss menschliches Wirken als ein intellektuelles Spiel betrachtet wird. Sein Weg in das Amt des Präsidenten war vorgespurt: Er verliess sich ganz auf Diplomatie, um alles auszubügeln, was sein Vorgänger angerichtet hatte. Die Psychologie der Machtpolitik ist ihm bis heute fremd geblieben.

Vor Harvard war Obama in der South Side von Chicago als eine Art Mediator tätig. «Community organizing» mit Russland resultierte in der Annexion der Krim und der Destabilisierung der Ostukraine. Nun gibt es Berichte über ein militärisches Eingreifen Russlands in Syrien. Die amerikanische Reaktion? Ein Telefonanruf des Aussenministers. Der Präsident ist in Alaska und will den Mount McKinley umbenennen.

Die strategische Partnerschaft mit China führte zu Aggressionen in der Südchinesischen und Ostchinesischen See. Die Rede in Kairo an die Adresse der muslimischen Welt mit üppiger westlicher Selbstbezeichnung generierte neuen Terrorismus, weitere Radikalisierung und den Aufstieg des Islamischen Staates.

Das Atomabkommen mit dem Iran verschärft die Spannungen in der Region. Dass das Regime in Teheran durch westliche Unterwanderung mit der Zeit geschwächt wird, ist Wunschdenken. «Wandel durch Annäherung» – der Slogan der alten deutschen Ost-

politik – ist eine Hoffnung, die auf keiner Realität ruht. Der Mittlere Osten ist nicht Europa, der Iran keine DDR.

Europa hat sich früh aus der Verantwortung gestohlen. Es war ganz auf der Linie Obamas: Abzug aus dem Irak, Rückzug aus Afghanistan, halbherzige Intervention in Libyen, Abseitsstehen in Syrien, Abkommen mit dem Iran. Eine Friedensdividende ist aber nirgends in Sicht – im Gegenteil.

Nach all den Jahren mit einer verfehlten Wirtschaftspolitik und Wachstumsschwäche fehlen Europa nicht nur die Mittel für wirkungsvolle Militäreinsätze, sondern auch jene zur Sicherung der Grenzen zu Wasser und zu Land. Die Verträge von Schengen und Dublin, der Abbau der inneren Barrieren und die Regeln der Asylgewährung, zerbröseln unter Druck. Einige Mitgliedstaaten der EU errichten wieder Schlagbäume. Die grenzenlose Utopie ist am Ende.

Die Verantwortung der USA und Europas

Die neue Völkerwanderung verlangt nach humanitären Massnahmen im Sinne einer Schadenbegrenzung – das ist die Verantwortung von Amerika und Europa. Das Elend sollte aber auch die Ursachenforschung anregen.

Ein Verzicht auf den Truppenabzug aus dem Irak und ein frühes Eingreifen in Syrien hätten die gegenwärtige Misere verhindert. Der Westen müsste sich zur unbequemen Erkenntnis durchringen, dass er für seine Ideale auch kämpfen muss, wenn er eine Welt erhalten oder schaffen will, die ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht. Wenn er das nicht tut, wird die Krise immer wieder zu ihm kommen. Weder den Menschen noch ihrer Würde ist damit gedient.



Eine Friedensdividende ist nirgends in Sicht: Präsident Obama.



**Öffentliche Vorträge von Roger Köppel
Verleger und Chefredaktor der Weltwoche**

Die Schweiz am Scheideweg

Dietikon, Dienstag, 15. September 2015

Asyl-Chaos – wie weiter?

«Alpenrock», Riedstrasse 4, 8953 Dietikon

Kloten, Dienstag, 29. September 2015

Mein Weg in die Politik

Konferenz-Zentrum Schluefweg, Stadtsaal Schluefweg 10, 8302 Kloten

Winterthur, Montag, 12. Oktober 2015

Warum diese Wahlen so wichtig sind

Casinotheater Winterthur, Stadthausstrasse 119, 8400 Winterthur

Beginn: jeweils 19.30 Uhr, Türöffnung: 19.00 Uhr

Eintritt frei, keine Reservationen erforderlich.

Asylgeschwätz von gestern

Von Christoph Mörgeli

Die Verträge von Schengen und Dublin sind gescheitert. Angesichts der nicht abreisenden Migrantenströme hat Europa vollkommen kapituliert und erklärt jeden zum Flüchtling. Die Schweiz ist Teil dieser weltfremden Fehlkonzeption. Unsere Politiker haben das Land 2005 ins angebliche EU-Sicherheitssystem getrieben. Mit Blindheit, Dummheit und Falschheit. 54 Prozent der Stimmbürger glaubten ihnen. Doch hierzulande gibt's keine Verantwortungskultur. Darum müssen sich die damaligen Falschmünzer jetzt nicht erklären.

Der Bundesrat log in der Abstimmungsbroschüre: «Die Kosten von Schengen und Dublin belaufen sich in den nächsten Jahren auf durchschnittlich 7,4 Millionen Franken pro Jahr.» In Wirklichkeit sind es über 100 Millionen plus Milliarden Kohäsionszahlungen fürs Mitmachendürfen. Aussenministerin Calmy-Rey (SP) versprach: «Der Vertrag von Dublin wird uns helfen, die Zahl der Asylgesuche zu vermindern.» Wirtschaftsminister Deiss (CVP) erklärte, Schengen/Dublin sichere das Bankgeheimnis und bringe der Schweiz «mehr Vor- als Nachteile». Bundespräsident Schmid (heute BDP) behauptete, die «Dubliner Zusammenarbeit» führe zur «Entlastung des Asylwesens von Zweitgesuchten und Asyltourismus».

Ständerätin Simonetta Sommaruga (SP) bekannte: «Ich halte die internationale Zusammenarbeit in Flüchtlingsfragen – und damit das Dubliner Abkommen – für grundsätzlich sinnvoll und vertretbar.» Georg Kreis (FDP), Experte für Rassismus und Europa, versicherte öffentlich, «dass Schengen/Dublin eine ganze Reihe von erfreulichen Neuerungen bringt». Sogar der marxistische Afrika-Kenner Jean Ziegler (SP) rühmte den Asylvertrag: «Die Schweizer Diplomatie hat brillant verhandelt, sie hat in Brüssel das Maximum dessen herausgeholt, was möglich war.» Und Peter Bodenmann (SP) verkündete: «Wer weniger Flüchtlinge will, müsste bei Schengen und Dublin mitmachen.»

Nur die SVP bockte und prophezeite ein Asylchaos. Darum traf die Partei wegen Schengen/Dublin neben der weltlichen auch die geistliche Verdammnis. Der Churer Weihbischof Peter Henrici tobte: «Die SVP ist die einzige Partei, die ein guter Christ nicht wählen kann.» Ihro weihbischoflichen Gnaden erwartet jetzt der Himmel. Vielleicht aber auch jener Ort, wo alle Heuchler hinmüssen, welche hienieden die guten von den schlechten Christen sondern.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Nix Switzerland

Von Peter Bodenmann — Auf dem Bahnhof von Budapest skandieren die Menschen: «Germany! Germany!»



Der Nationalbank sei Undank: syrische Flüchtlinge.

Der Hass auf die Fremden ist eine Droge. Die Dosis muss ständig erhöht werden. Faktenfrei. Sonst erlahmt das Xenophobe.

In der Schweiz werden dieses Jahr absehbar nur 30 000 Asylbewerber ein Gesuch stellen. In Deutschland eine Million. In der Sommaruga-Schweiz stellen pro tausend Einwohner viermal weniger Menschen ein Asylgesuch als in Merkel-Deutschland. Warum?

Simonetta Sommaruga ging gegenüber Flüchtlingen härter vor als Angela Merkel. Deshalb gibt es nicht weniger Flüchtlinge in Europa. Nur weniger in der Schweiz und mehr in Deutschland. Zumindest vorerst.

Das Leben in der Schweiz ist viel teurer als in Deutschland. Viele der gutausgebildeten Asylsuchenden kommen aus dem syrischen Mittelstand. Sie oder ihre Verwandten haben irgendwo noch etwas Erspartes. Es ist in Deutschland mehr wert als in der Schweiz.

Deutschland geht es wirtschaftlich zurzeit um einiges besser als der Schweiz. Der Nationalbank sei Undank. Die Arbeitslosenzahlen in Baden-Württemberg und Bayern sind bereits tiefer als in der Schweiz. Deshalb skandieren die jungen Menschen auf dem Bahnhof von Budapest: «Germany! Germany!» – und nicht: «Switzerland! Switzerland!»

Deutschland braucht wegen der alternden Bevölkerung die zusätzliche Zuwanderung von ein paar Millionen Menschen. Die Zuwan-

derung wird zudem den wirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland verstärken. Wer das *Handelsblatt* liest, weiss, die deutsche Wirtschaft hat dies begriffen.

Damit es nicht zu wild zu- und hergeht, will Angela Merkel das alles etwas kanalisieren. Europas neue Auffangzentren sollen vorab in Griechenland, Italien und Ungarn geschaffen werden. Wer aus dem Balkan kommt, wird – wie dies die Schweiz bereits macht – zurückgeschickt. Wer absehbar Anspruch auf Asyl hat, wird auf alle EU-Länder verteilt. Dies unter Berücksichtigung der Bevölkerung und der Wirtschaftskraft.

Das alles ist gegenüber den heutigen Dublin-Regelungen ein Fortschritt. Aber faktisch wird sich die Personenfreizügigkeit für die vor Krieg und Terror erfolgreich nach Europa Geflüchteten durchsetzen. So wie tendenziell bereits heute. Denn die Asylsuchenden wollen arbeiten. Soll die Schweiz bei einem neuen Dublin/Schengen mitmachen? Oder kann sie mit Aussicht auf Erfolg die Türen und Tore vor der angelaufenen Völkerwanderung verriegeln?

Die Schweiz hat, wie schon beim Steuerhinterzieher-Geheimnis, gar keine Wahl. Wir sind längst EU-Mitglied. Nur ohne Stimmrecht. Die Frage ist nur, wie lange unsere xenophoben Drogensüchtigen brauchen, bis sie dies begreifen.

Immer wieder sonntags

Von Kurt W. Zimmermann — Die neuste Presse-Prognose: Die Zeitungen verschwinden nicht. Sie verschwinden nur bis Freitag.

Als ich 1991 Chefredaktor der *Sonntagszeitung* wurde, hatte ich ein Herrenleben. Denn mein einziger Konkurrent war der *Sonntagsblick*.

Urs Heller, der damalige Chefredaktor des *Sonntagsblicks*, hatte ebenfalls ein Herrenleben. Wir teilten uns den Markt brüderlich und behaglich auf. In neunzig Minuten waren unsere beiden eher schlanken Blätter gelesen.

Heute gibt es in der Deutschschweiz sechs Sonntagsblätter. Sie sind mittlerweile bis zu 102 Seiten dick. Zusätzlich schiessen sie allerlei bunte Beilagen über Gesellschaft und Lifestyle ein. Wenn man die heutigen sechs Sonntagszeitungen durchlesen will, muss man etwa sechs Stunden einsetzen.

Das Problem ist nur, dass dieser Zeitaufwand für die Wochenend-Lektüre bei weitem nicht genügt. Denn es warten bereits Beigen von bedrucktem Papier, die ebenfalls abgearbeitet werden müssen. Vom Freitag und vom Samstag stapeln sich schon Magazine und Wochenend-Beilagen.

Wenn es einen grossen Trend in der Presse gibt, dann ist es die Konzentration aufs Wochenende. Nur am Wochenende, so lautet die derzeitige Branchenregel, blättere der Mensch noch echte Seiten um. Unter der Woche liest er elektronisch.

Der *Spiegel* und sein Konkurrent *Focus* haben darum ihren Erscheinungstag vom Montag auf den Samstag vorverlegt. Auch die *Schweizer Illustrierte* erscheint nun nicht mehr montags, sondern hat auf den Freitag gewechselt.

Die Tageszeitungen haben desgleichen aufgerüstet. Der *Tages-Anzeiger* etwa hat soeben am Samstag einen neuen Wochenend-Bund eingeführt, den er «Wochenende» nennt und der das bereits beigelegte *Magazin* ergänzt. Die *NZZ* bietet neu bereits am Freitag einen Wochenend-Bund, den sie «Wochenende» nennt und der das bereits beigelegte *Magazin Z* ergänzt. Bespielt werden oft die üblichen Lifestyle-Themen, etwa, was ein Schnürschuh kosten darf, auf welche Inseln man reisen muss und was an Vergorenem durch die Kehle fliessen soll.

Am weitesten ging die *Süddeutsche Zeitung*. Sie hat ihre Samstagsausgabe mit zusätzlichen Analyse- und Gesellschaftsteilen dermassen aufgemotzt, dass sie als Tageszeitung nicht mehr von einem Wochenblatt wie der *Zeit* zu unterscheiden ist.

Das ist folgerichtig. Das Wochenende, so zeigen Leserumfragen, ist die einzige Phase, in der Konsumenten kein durchgängig ver-



Entschleunigte Reflexion am Wochenende.

plant es Zeitbudget haben und der Stundentakt der Agenda durchbrochen ist. Auch die Mobilität ist am Wochenende geringer. In diese Planungslücke stossen erbarmungslos die Verlage mit ihren Weekend-Angeboten.

Das Wochenende sei fürs Lesen geschaffen, «weil Beschleunigung die Entschleunigung zur Gegenseite hat», erklärte *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Res Strehle zu seinem neuen Wochenend-Teil. Das Wochenende «zwingt zum Innehalten und zur Reflexion», wusste *NZZ*-Chefredaktor Eric Gujer zu seinem neuen Wochenend-Teil.

Natürlich sind diese Beteuerungen nicht frei von kommerzieller Hoffnung. Wenn am Wochenende beim Leser tatsächlich die entschleunigte Reflexion eintreten sollte, wäre er in diesem entspannten Geisteszustand auch für die Werbewirtschaft interessanter.

Man kann darum die frühere Prognose zum Zeitungssterben etwas relativieren. Die gedruckte Zeitung wird nicht untergehen, sie wird nur teilweise untergehen.

In zehn oder zwanzig Jahren wird dies die Regel sein: Die Redaktionen der Verlagshäuser stellen weiterhin an sieben Tagen in der Woche eine informative Zeitung her. Von Montag bis Donnerstag ist sie digital. Gedruckt und in den Briefkasten geliefert wird das Blatt nur noch von Freitag bis Sonntag.

Putzwut

Von Beatrice Schlag — Der Zwang, der einsam macht.

Dieses Auto hat noch nie ein Paar Jeans gesehen», sagte stolz der Besitzer jenes Wagens, den er mir verkaufen wollte. Ein modisches Statement? Snobismus? Er sah meinen ratlosen Blick und erklärte, dass man mit nichts einen Stoffstuhlsitz so schnell zuschanden reite wie mit dem Tragen von Jeans. Deswegen habe er zum Fahren ausschliesslich glatte Stoffhosen getragen. Inzwischen weiss ich auch von Ehemännern, die zu Hause nicht in Jeans aufs Wohnungssofa dürfen, und von Kindern, die beim Heimkommen schon im Gang ihre Jeans ausziehen müssen, damit die Bettdecke im Kinderzimmer nicht wundgerubbelt wird.



Jeder hat Freunde, die keinen Gast in die Wohnung lassen, bevor dieser die Schuhe abgelegt hat. Eine Bekannte wirft sofort jedes Geschirrstück in den Abfall, an dem auch nur ein winziges Eckchen abgesprungen ist. Wenn man bei ihr isst, zieht sie einem nach dem letzten Bissen sofort den Teller weg, räumt und wäscht ab und putzt so lange, bis nichts mehr darauf hindeutet, dass in dem Raum je eine Nahrungsaufnahme stattgefunden hat. Dabei entschuldigt sie sich fortwährend für ihr ungastliches Benehmen, aber sie könne den Anblick von dreckigem Geschirr und Speiseresten nicht ertragen. Ein Kollege hat einen Symmetriefimmel. Er wird sehr nervös, wenn die Falten seiner Vorhänge nicht gleichmässig fallen oder wenn man auf seinem Couchtisch zwei Zeitschriften nicht bündig übereinanderlegt. Im Internet schreibt ein junger Mann, er kaufe sich oft Dinge, die er aus Angst, sie könnten beschädigt werden, nicht nutze. Er habe seit Jahren keine Gäste eingeladen; allein die Vorstellung, sie könnten etwas verunreinigen, versetze ihn in Hochspannung.

Das Erstaunliche an diesen Menschen, von denen jeder einige kennt, ist, dass sie ausser Haus völlig entspannt wirken. In anderer Umgebung irritiert sie Unordentliches nicht im mindesten. Freunde von ihnen spotten gelegentlich über deren Sauberkeitsfimmel, oder sie beneiden sie ein wenig darum. Kaum jemandem fällt auf, dass die meisten von ihnen allein leben, weil kein Partner es aushält, vor allem als potenzieller Schmutzverursacher und Beschädiger wahrgenommen zu werden. Putzwut klingt leicht abfällig. Dabei ist sie ein elendes Gefängnis.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Gastgeber den Wein zum Essen öffnen, den die Gäste mitgebracht haben?
Walter Bieri, Bärswil

In der Regel nicht. Aber beim Wein gibt es ja keine Regel ohne mindestens eine Ausnahme. Denn wird eine Flasche mitgebracht, hat sie meist eine emotionale Bindung zum Gast – er will Ihnen eine Entdeckung zeigen, ein Schnäppchen aus den Ferien oder seinen Lieblingswein. Um eine Katastrophe zu vermeiden, sollte der Wein mindestens zum Essen passen. Was aber tun, wenn Ihnen der Wein nicht schmeckt? Das ist ein anderes Thema.
Chandra Kurt, Weinpublizistin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Gäbe es 246 Bundesparlamentarier und 7 Bundesräte à la Wermuth, wäre die Schweiz in weniger als einer Amtsperiode pleite.» *Peter M. Linz*

Angst vor einem Wahlerfolg

Nr. 36 – «ABC des Unfreisinn»; Beat Gygi und Florian Schwab über den Aufschwung bei den Freisinnigen

In der SVP scheint die Angst vor einem Wahlerfolg der FDP und damit auch vor Stimmverlusten der SVP immer grösser zu werden, je näher der 18. Oktober heranrückt. Anders ist es nicht zu erklären, dass die *Weltwoche* (die leider immer mehr zum SVP-Parteiblatt mutiert) seit Wochen, ja Monaten es in keiner Ausgabe versäumt, auf die FDP als Ganzes und auf einzelne Exponenten einzuschlagen. Bei all diesem Eifer, mit dem ganz offenbar nicht nur der Chefredaktor und Herausgeber, sondern weite Kreise innerhalb der Redaktion infiziert worden sind, geht geflissentlich vergessen, wo der gemeinsame politische Gegner sich befindet. Schade! *Heinz Loppacher, Romanshorn*

Der Fluch der guten Tat

Nr. 36 – «Schlepperkönigin Merkel»; Wolfgang Koydl zur deutschen Asylpolitik

Man mag es Frau Merkel und Deutschland ja gönnen: Nach zwei verlorenen Weltkriegen und der Katastrophe durch das «Tausendjährige Reich» ist man mal wieder absolute Spitze, nicht bloss im Fussball, sondern, noch viel ehrenvoller, mit einer humanitären Grosstat und mit grenzenloser Güte. Da rauschen die Glückshormone im Gehirn, und es flattern die Schmetterlinge im Bauch. So weit, so gut. Doch was kommt nach dem Taumel, dann, wenn die Folgen des heutigen Tuns nicht mehr zu verhehlen sein werden, in finanzieller, soziokultureller und politischer Hinsicht, so in zirka zwanzig Jahren? Das Erwachen dürfte brutal, die Landung auf dem Boden der Realität hart sein, die Reaktionen des Volkes dürften vielfältig und unabsehbar sein. Der Fluch der guten Tat. *Peter Bolliger, Münsingen*

Den Artikeln zum Thema Flüchtlinge stimme ich weitestgehend zu. Hier muss aber auch folgender Aspekt bedacht werden, und ich weise als deutscher Nachkriegsgeborener darauf hin: Wenn von Schweizer Seite (so wie weltweit) immer wieder das Thema des Dritten Reiches aufgekocht wird und Schuldgefühle uns von den Schweizern immer wieder aufs Brot geschmiert werden, dann kriegen sie halt die Politik, die sie nun angreifen. Ich bin kein Anhänger von Frau Merkel und finde die gegenwärtige Politik aller Parteien im Bundestag verhängnisvoll. Aber in einem Punkt muss ich Frau Merkel verteidigen. Sie ist in Europa gefragt, und sie erklärt den



Gemeinsame Gegner: Weltwoche-Titelblatt.

Fragenden, wo es langgehen soll, wenn auch vielfach allzu zögerlich. Auch euch Schweizern sagt sie das. Wen habt ihr denn als bekannte Politiker, die man europaweit hört? Habt ihr eigentlich einen Kanzler, einen Präsidenten oder gar einen König? Und daran seid ihr selber schuld. Wer immer nur versucht, sich nicht einzumischen und neutral zu sein, dem wird dann halt gesagt, wo es langzugehen hat. Wer nicht selbst agiert, mit dem wird agiert. So wie euch die Amerikaner das Bankgeheimnis ausgeredet haben. Und so sagt euch halt nun die Frau Merkel, wo es langgeht. Wenn ihr Mitglied der EU wäret, dann könntet ihr Entscheidungen beeinflussen oder auf Basis des Einstimmigkeitsprinzips verhindern. Dann ginge es uns vielleicht allen besser. Dann wäre die Schweiz auch nicht der grösste Gläubiger Deutschlands als Folge der Schweizer Nationalbankpolitik. Und da ihr das nicht wollt, muss euch halt Frau Merkel an die Hand nehmen und auf den «richtigen» Weg führen. *Reinhard Pöhlmann, D-Stuttgart*

Zeit des Semisozialismus

Nr. 36 – «Flüchtlinge als ideales Ventil»; Cédric Wermuth über bürgerliche Politik

Mit seiner Inkantation sozialistischer Glaubensbekenntnisse wirbt Cédric Wermuth für Kandidaten, die etwas aussagen, wenn sie sich äussern. Man möchte ihm empfehlen, seine soziale Berufung dort zur Geltung zu bringen, wo sie die grösste Wirksamkeit entfalten kann: in Afrika. Bundesrätin Sommaruga darf auch mit,

mitsamt all den betreuungsbeflissenen Brigaden: Anwälte, Therapeuten, Berater, Betreuer, Pädagogen, Bewacher, Begleiter, die Skos, die Kesb und so weiter und so fort. Sie alle finden in Afrika viel mehr Klienten als hier; wenigstens so lange, wie die Mehrheit noch nicht in Europa ist. Der Plan hat nur Vorteile. Zum einen verdienen die Helfer in Afrika nichts, was – wie uns Herr Wermuth lehrt – ihrer humanitären Motivation als gelebte Abkehr von kapitalistischer Korruption nur entgegenkommen kann. Vor allem aber können sie das Soziale an zwei Orten gleichzeitig fördern: in Afrika durch ihre Anwesenheit – und bei uns durch ihre Abwesenheit. *Friedrich Rentsch, Zürich*

Herrn Wermuths «Brief aus Bern» enthält diesmal eine wahre Breitseite gegen den Neoliberalismus: «Es gibt keinen Kampf gegen Fremdenhass ohne Kampf gegen das neoliberale Projekt.» Nur übersieht der Autor geflissentlich, dass dieser vermaledeite Neoliberalismus einige Grundsätze der Wirtschaftstheorie ernst nimmt. Hier einer von vielen. Bei zunehmender Öffnung der Weltmärkte und freiem Kapitalverkehr (Dinge, von denen die Schweiz immens profitiert hat) werden die bezahlbaren Lohnsätze immer mehr durch die Verkaufspreise bestimmt, welche die exportierenden Unternehmen auf dem Weltmarkt erzielen können. Und diese Verkaufspreise hängen weitgehend davon ab, zu welchen Bedingungen Konkurrenten aus Ländern wie Südkorea und immer mehr auch Thailand und Indien ihre Güter und Leistungen anbieten können. Die Beschäftigten in diesen Ländern sind gut ausgebildet – und dennoch bereit, sich sechzig und mehr Stunden pro Woche für das Unternehmen einzusetzen. Die schweizerischen Exportunternehmen müssen sich in diesem Umfeld behaupten. Von ihrem Erfolg profitieren die Zulieferer in der Schweiz, bis hin zu der öffentlichen Hand (die nebenbei aus ihren Steuereinnahmen das Einkommen des Autors finanziert). Die Angst der schweizerischen Beschäftigten um ihre berufliche Zukunft und von daher ihre geringere Bereitschaft, für Migranten aufzukommen, ist demnach nicht die Folge einer «zynischen politischen Strategie des Klassenkampfes von oben» (wie der Autor behauptet), sondern lässt sich aus den Aussagen jedes beliebigen Lehrbuchs zur Aussenwirtschaftstheorie herleiten. *Peter Zweifel, emeritierter Professor für Wirtschaft an der Universität Zürich*

Gäbe es 246 Bundesparlamentarier und 7 Bundesräte à la Wermuth, wäre die Schweiz in weniger als einer Amtsperiode völlig pleite, und es gäbe auch keine Einwanderer aus Ländern mit abstrusen Polit- und Religionssystemen mehr zu integrieren und zu alimentieren. Herr Wermuth scheint nicht zu wissen, dass sämtliche Staatsausgaben einmal erwirtschaftet werden mussten, und zwar weder von Politikern noch von Staatsbeamten. Die Umverteilung

funktioniert seit langem von oben nach unten und nicht umgekehrt. Alles andere ist reiner Populismus. Wir leben in einer Zeit des Semisozialismus. *Peter M. Linz, Büsserach*

Gesetzes-Tsunami

Nr. 36 – «Der Preis der Regulierung»; Hans-Ulrich Bigler über die Regulierungswut

Ich gehe mit Hans-Ulrich Biglers Analyse über die überschäumende Regulierungswut grundsätzlich einig. Er setzt allerdings den Hebel «zu spät» an. Das heisst, er vergisst, dass ja am Anfang jeder Staatsbürokratie die gesetzgeberischen (legislativen) Aktivitäten des Parlaments stehen, dessen Vertreter – wie es alt Bundesrat Kaspar Villiger einmal formuliert hat – «für jedes Problemchen immer gleich ein Gesetzchen» produzieren. Und die sich dann – mit Vorliebe vor Wahlen – mittels eines «Leistungsausweises» auch noch damit brüsten, wie fleissig sie doch ihrem Volksauftrag in der vergangenen Legislatur wieder nachgekommen seien. Gerade die bürgerlichen Volksvertreter und ihre Fraktionen täten gut daran, diesem Gesetzes-Tsunami durch Selbstdisziplin zumindest etwas Einhalt zu gebieten, denn jedes «Gesetzchen» produziert unweigerlich wieder neue Staatsbürokratie. *Edi Borer, D-Neuhausen*

Milchmädchenrechnung

Zur Berichterstattung der Weltwoche

Wenn ich mir die Weltwoche-Beiträge aus dem innenpolitischen Bereich anschau, überkommt mich häufig ein leichter Dégoût, und ich frage mich, ob ich überhaupt mit der Lektüre anfangen soll. Nicht, dass mich die Themen nicht interessieren würden; es ist vielmehr das Unverständnis, ja die Fassungslosigkeit, dass

sich die einst besonnen und massvoll handelnden Schweizer mehr und mehr wie Lemminge durch eine Gruppe von Politfunktionären, Beamten und Berufspolitikern, einem Abgrund entgegenreiben lassen, den jeder – ohne speziellen ökonomischen Sachverstand, allein mit gesundem Menschenverstand – ausmachen kann. Diese sich oligarchisch gebärdende Funktionärskaste bläut den Schweizern in moralisierender und indoktrinierender Weise ein, was gut und schlecht ist, was sie zu tun haben, um Gerechtigkeit und Gleichheit zu schaffen – die weil sie selber vor einem reichen Buffet steht und sich nach Lust und Laune bedient (gute, gesicherte Einkünfte und Privilegien aller Art). Sie proklamiert, dass die Reichen mit den Armen der Welt teilen sollen – natürlich, ohne selber Einschränkungen auf sich nehmen zu müssen. Um ihre Ziele zu verfolgen, bedient sie sich der Einheitsmedien – ausgenommen bleibt die Weltwoche, welche dadurch Zielscheibe ihres Hasses ist – und unserer Marionettenregierung, welche sich zusehends darauf kapriziert, sich mit den Mächtigen der Welt ablichten zu lassen, und stets im Scheinwerferlicht steht, wenn sie ihre Phrasen zum Besten gibt, welche wiederum widerspiegeln, was ihre Beamten ihr einflüsteren. Ich bin sicher, dass die Mehrheit der stimmberechtigten Bevölkerung dieses Treiben erkennt und diese Mechanismen ablehnt – und sie gleichwohl zulässt, weil viele vielleicht zu träge oder mürbe geworden sind, um sich zu widersetzen, um aktiven Widerstand zu leisten. Vielmehr sollten wir aufwachen und beispielsweise selber die Milchmädchenrechnung anstellen, laut der unsere Sozialwerke kollabieren, wenn Massen aus anderen Kulturen einwandern, welche keine Zahlungen geleistet haben und leisten, sondern nur, möglichst lebenslang, als Bezüger hier leben und von uns gehegt und gepflegt werden. Wir sollten aufschreien, wenn wir erleben, wie die sogenannte Regierung, gestützt von einer parlamentarischen Mehrheit, laufend Recht bricht, die Verfassung missachtet und unlautere Tricks anwendet, um eben den Rechtsstaat und unsere direkte Demokratie auszuhebeln. *Urs Kägi-Romano, Wildhaus*



 www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Widerstand formiert sich: Demonstration gegen die AHV-Revision am 30. Mai in Lausanne.

Bersets Ungetüm

Der Ausbau der AHV kommt den Steuerzahler teuer zu stehen. Statt einer Reduktion in Milliardenhöhe, wie es Sozialminister Alain Berset versprochen hat, stehen jetzt Mehrausgaben von über 700 Millionen Franken an. *Von Hubert Mooser*

Am Abend des 7. September 2013, als die SP im Berner Kulturzentrum Progr das 125-Jahre-Jubiläum zelebrierte, setzten sich Innenminister Alain Berset und Justizministerin Simonetta Sommaruga ans Klavier. Sie im langen schwarzen Abendkleid, er im Smoking mit Fliege. Das sozialistische Pärchen spielte den Genossen vierhändig die Titelmelodie der Gaunerkomödie «The Sting» vor. Der Film handelt von zwei charmanten Trickbetrügnern. Der Auftritt war als Parodie gedacht und wäre längst vergessen, wenn nicht ein paar Mitglieder der Sozialpolitischen Kommission (SGK) des Ständerates nach der Beratung von Bersets grosser AHV-Rentenreform 2020 das Gefühl bekommen hätten, sie seien vom Sozialminister und von seinen Verbündeten in der SGK überrumpelt worden – wie die Geprellten in «The Sting.»

Nach 45 Stunden Beratung und Ringen um Kompromisse zauberte CVP-Ständerat Urs

Schwaller, ein Berset-Intimus, in der letzten Sitzung zum Thema AHV plötzlich einen neuen Vorschlag aus dem Hut: Alle künftigen AHV-Renten sollen um 70 Franken pro Person steigen. Damit läge die Minimalrente zurzeit bei 1245 Franken im Monat, die maximale bei 2420 Franken. Die Maximalrente für Ehepaare soll von 150 auf 155 Prozent steigen. Die St. Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter (FDP) befürchtet einen Dammbbruch: «Da nur Neurentner vom Rentenausbau profitieren, wird man diese Ungerechtigkeit bald ausgleichen müssen.» Zum Beispiel durch eine Anpassung aller bisherigen AHV-Renten.

Happige Mehrkosten für den Bund

Der Entscheid hat aber auch Auswirkungen auf die Bundeskasse, wie Sozialminister Alain Berset seinen Kollegen im Bundesrat am Mittwoch vor einer Woche in einer Info-Notiz beichten

musste. Darin lässt sich nachlesen, dass Schwallers Husarenstück die Steuerzahler zusätzlich 708 Millionen Franken kosten wird. Bisher ging der Bundesrat aufgrund der von Berset im November 2014 vorgelegten Botschaft davon aus, dass die Rentenreform 2020 für die Bundeskasse Einsparungen von über einer Milliarde Franken bringe. Aber dann zogen die Ständeräte die Spenderhosen an und verzichteten auf die geplante Reduktion des Bundesbeitrages an die AHV von 19,55 Prozent auf 18 Prozent – und dies bei stagnierenden Einnahmen bei der direkten Bundessteuer.

Angesichts der Bedeutung der sozialen Sicherheit für die Schweiz sollte auch der Bund etwas stärker zur Kasse gebeten werden, liess die SGK nachträglich dazu verlauten. Aber die Finanzspezialisten im Departement von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) sind seit der Bundesratssitzung vom 2. September eifrig am

Nachrechnen, ob das von der Finanzministerin vor einigen Wochen präsentierte Sparpaket wegen unerwarteter Mehrausgaben bei der AHV-Reform nach oben korrigiert werden muss. Der definitive Sparentscheid wird erst Ende November oder Anfang Dezember fallen, wie das Finanzdepartement durchblicken lässt.

Dem Bundesrat nahestehende Kreise schliessen aber nicht aus, dass die Ausgaben für Bildung, Verkehr, Armee oder Entwicklungshilfe reduziert werden müssen, damit Neurentner

Gerne würde sich Berset mit der Rentenreform ein politisches Denkmal setzen.

70 Franken mehr Pensionsgeld im Portemonnaie haben. Fürs Erste hat Berset vom Bundesrat die Order erhalten, er müsse bei der Beratung der Rentenreform im Ständerat in der zweiten Woche der laufenden Session über die 708 Millionen Mehrkosten offensiv informieren. Bisher hielt das Departement des Inneren die schlechte Nachricht unter Verschluss.

Zwei haben sich gefunden

«Die letzten Reformen scheiterten, weil es sich um Abbauvorlagen handelte. Wir wollten jetzt etwas Neues probieren», sagt Schwaller. Ohne Zweifel – mit Berset und Schwaller haben sich zwei gefunden, die auf Biegen oder Brechen und auch unter Zuhilfenahme politischer Winkelzüge eine Rentenreform durchstieren wollen. Seit den Zeiten von Bundesrätin Ruth Dreifuss (SP) glückte keine AHV-Revision mehr. Gerne würde sich hier der arrivierte Linke Berset eine Art politisches Denkmal setzen. Kein anderes Dossier finde bei ihm so viel Beachtung wie die Rentenreform, sagen Weggefährten. Sie soll sein Gesellenstück werden. Die ambitionierten Pläne des Sozialministers: AHV und zweite Säule in einem Aufwisch reformieren. Das Ziel war die langfristige Finanzierung der beiden Sozialwerke.

Unter anderem soll das Rentenalter für Frauen von heute 64 Jahre auf 65 Jahre steigen, der Umwandlungssatz bei der zweiten Säule von 6,8 Prozent auf 6 Prozent sinken. Ingeheim hoffte der ehrgeizige Berset, man werde sich eines Tages an ihn erinnern wie heute an den Basler Bundesrat Hans Peter Tschudi, der zwar die AHV nicht erfunden hat, den man aber trotzdem als den Vater dieses Sozialwerkes betrachtet – weil er die AHV ausbaute. In diese Richtung geht jetzt mit Hilfe des Ständerats auch Bersets Reform.

Ob der Sozialminister dem von der SGK eingeschlagenen Weg beipflichtete, weiss man nicht ganz genau. Schwaller streitet ab, dass er seinen handstreichartig vorgetragenen angeblichen Kompromissvorschlag mit Berset abgesprochen hat. «Das ist blühende Fantasie», sagt der Freiburger Ständerat. Andere Kom-

missionsmitglieder sagen, der Sozialminister habe sich nicht gerade wie ein Löwe für die Vorlage des Bundesrates eingesetzt. Der Vorschlag Schwallers trage zudem die Handschrift von Bersets Direktor des Bundesamts für Sozialversicherungen, Jürg Brechbühl.

Der Sozialminister verbreitete jedenfalls schon einen Tag nach dem Entscheid der SGK des Ständerats die frohe Botschaft über den Ausbau der AHV vor Senioren des Kantons Aargau – an der Seite der Ständerätinnen Pascale Bruderer (SP) und Christine Egerszegi (FDP), die beide den Vorschlag Schwallers mitgetragen hatten.

Der Vorschlag kam für Berset aber auch so nicht ungelegen. Mit der Erhöhung der AHV kommt man den Gewerkschaften und der SP entgegen. Ihre Volksinitiative «AHV plus», die zurzeit im Parlament hängig ist, verlangt einen Zuschlag von 10 Prozent auf alle Renten. Die Erhöhung der Maximalrente für Ehepaare freut Schwallers CVP. Deren Volksinitiative gegen die «Heiratsstrafe» zielt auch auf eine Besserstellung von Ehepaaren bei der AHV. Damit steigen die Chancen für Bersets Monsterreform.

Es war ein gewaltiger Brocken, den die Sozialkommission des Ständerates im März 2015 mit der Rentenreform 2020 in Angriff nahm. Das Ringen und Taktieren hatte schon begonnen, bevor in der Kommission überhaupt konkret darüber diskutiert wurde. Bundesrat Berset und die SP lobbyierten im Ratsbüro, das die Verteilung der Geschäfte auf Nationalrat und Ständerat vornimmt, im November 2014 erfolgreich, so dass die Kleine Kammer als Erstrat über die Sozialversicherungsvorlage beraten durfte.

Berset wusste: Im Ständerat würde er fast ein Heimspiel bestreiten. Vor seiner Wahl als Bundesrat war er selber Ständerat gewesen. Hier konnte er das Geschäft in eine für ihn günstige Ausgangslage manövrieren. Hier sass auch die wichtigsten Alliierten wie Ständerat Urs Schwaller. Wie wichtig der frühere CVP-Fraktionschef für Berset ist, zeigte sich bereits bei der IV-Revision: SP und SVP versenkten Teile dieser Reform im Nationalrat. Schwaller half Berset aus der Patsche, indem er später Teile der gescheiterten Revision wieder in den Ständerat einspeiste.

Grösseres Risiko im Nationalrat

Hätte der Nationalrat die Vorlage als Erstrat beraten, wäre das Risiko für Berset gross gewesen, dass er damit gleich zu Beginn abstürzt. Die SVP hält das Paket für überladen, eine Erhöhung der Mehrwertsteuer kommt für die Partei nicht in Frage. Die FDP verlangt, dass die Erhöhung des Rentenalters für Frauen vorgezogen wird, die BDP will die Schuldenbremse schneller einführen. Die SP will die AHV-Renten um 10 Prozent erhöhen.

Im Ständerat erwies sich nun, wie von Berset erhofft, CVP-Mann Schwaller einmal mehr als sicherer Wert. Er brachte auch die CVP-Vertreter auf Kurs. Der Luzerner Ständeherr Konrad

Graber beispielsweise war noch bei der Beratung der «AHV plus»-Initiative vor einigen Monaten gegen eine Erhöhung der Renten um 10 Prozent – und schluckte nun die von Schwaller vorgeschlagene AHV-Aufbesserung für Neurentner. Seither verkünden Genossen wie Ständerat Hans Stöckli mit Überzeugung, die von der SGK des Ständerats korrigierte Vorlage sei trotz neuer Lohnprozente wirtschaftsfreundlicher als jene des Bundesrates.

Unverdaulicher Brocken

Die Wirtschaft sieht das anders: Economie-suisse und der Arbeitgeberverband sprachen von einem unverdaulichen Brocken, der Gewerbeverband verlangte einen Abbruch der Übung. Und die von Schwaller überrumpelten Kritiker der Reform, die sich in der Kommission bei der Abstimmung noch enthalten hatten, sind inzwischen wieder gefasst. Der von der Kommission beschlossene Ausbau der AHV verursache 1,4 Milliarden Franken Mehrkosten und müsse über neue Lohnprozente finanziert werden, monierte jedenfalls Keller-Sutter. Und das ist nicht alles.

Ab 2035 droht trotz Reform bei der AHV ein Defizit von fast fünf Milliarden Franken. Ganz nebenbei werden auch die Steuerzahler mit über 700 Millionen Franken zusätzlich zur Kasse gebeten. Und das ist keine Gaunerkomödie. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Verborgenes Staatswachstum

Das Bundesamt für Zivilluftfahrt will bei den Gebühren im Eiltempo den Spielraum massiv nach oben ausweiten. Noch beunruhigender ist indes die Anbindung der Regulierung an die EU.

Von Beat Gygi



Einladung zur Willkür.

Der Staat wächst an allen Stellen, an denen sich der Politik und der Verwaltung Möglichkeiten dazu bieten. Das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) ist gegenwärtig im Eiltempo daran, seine Spielräume zum Erheben von Gebühren stark auszuweiten. Die komplexer gewordene Arbeit des Amtes erfordert mehr Geld, und da die allgemeine Bundeskasse nicht beliebig neue Mittel dafür hergibt, sucht man bei anderen Einnahmequellen nach Möglichkeiten, diese ergiebiger zu machen. Da das Bazl für seine Prüfungs- und Genehmigungstätigkeit in der Luftfahrtbranche Gebühren erhebt, liegt es nahe, dass hier Gelüste nach Einnahmen entstehen.

Mitte Juli hat Bundesrätin Doris Leuthards Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) eine Revision der Gebührenverordnung des Bazl bei den Betroffenen in die Vernehmlassung geschickt. Die

Vernehmlassungsfrist endet am 11. September, und es ist geplant, die neue Ordnung bereits auf Anfang 2016 in die Tat umzusetzen. Zu diesem Zeitpunkt soll der Direktor Peter Müller vom heutigen Vizedirektor Christian Hegner an der Spitze abgelöst werden. Je nach der künftigen Praxis der Verwaltung – die noch nicht zuverlässig abschätzbar ist – kann das Bazl gemäss dem skizzierten Rahmen für bestimmte Prüfungen oder Leistungen ab nächstem Jahr das Doppelte, Dreifache oder sogar bis zum Fünffachen der bisherigen Ansätze verlangen.

Verfünffachung der Obergrenze

So sollen die Gebühren für Übernahmeprüfungen, für regelmässige oder ausserordentliche Nachprüfungen oder andere Prüfungen eines Flugzeugs mit einem Gewicht von über 5,7 Tonnen neu zwischen 1000 und 30 000

Franken angesetzt werden können. In der bisherigen Gebührenordnung liegt die Obergrenze bei 10 000 Franken. Eine Verdreifachung der Obergrenze ist auch bei der Genehmigung eines Produktionsbetriebs oder eines Instandhaltungsbetriebs vorgesehen, nämlich von bisher 50 000 Franken auf neu 150 000 Franken. Das Minimum liegt da bei 200 Franken. Noch höher sind die neuen Maximalsummen beim Flugbetrieb. Luftfahrtunternehmen müssen für ein Luftver-

Rudolf Joder, Präsident der Swiss Helicopter Association, nennt den Vorschlag einen Affront.

kehrsbetreiberzeugnis (Air Operator Certificate, AOC) inklusive Betriebshandbuch, Flugbetriebshandbuch oder anderer betrieblicher Dokumente mit Gebühren zwischen 200 und 250 000 Franken rechnen. Bisher liegt die Obergrenze bei 50 000 Franken. Für Flugpersonal-Ausbildungsbetriebe oder für Flugsimulatoren ist etwa der gleiche Rahmen vorgesehen.

Dass für die Gebühren nicht ein fester Betrag, sondern eine Spannweite angegeben wird, hängt damit zusammen, dass das Bazl die Gebühren vom Aufwand im konkreten Fall, also von den Arbeitsstunden seiner Experten, abhängig macht. Der Wechsel von pauschalen Gebühren zu Gebühren nach Zeitaufwand fand schon 2008 statt. Man geht nun quasi den umgekehrten Weg des Gesundheitswesens, das vermehrt auf Fallpauschalen ausgerichtet wird. Dass der Spielraum fürs Anrechnen von Stunden nun ausgeweitet werden soll, hängt unter anderem mit einem Bundesgerichtsurteil von 2012 zusammen, in dem entschieden wurde, dass die obere Grenze für ein ganzes Bündel von Prüfungen im Zusammenhang mit der Zertifizierung eines einzelnen Betriebs gelte und nicht, wie es die Bazl-Meinung war, für jeden der fünf Teile des Gesamtpakets. Deshalb sollen jetzt die Obergrenzen für die Gesamtpaketsgebühren analog erhöht werden, für Fälle wie den ausgefochtenen eben auf das Fünffache.

Aus der Luftfahrtbranche kommt scharfe Kritik an den vorgeschlagenen Änderungen. Nationalrat Rudolf Joder, Präsident der Swiss Helicopter Association, nennt den Vorschlag einen Affront gegenüber den direkt Betroffenen. Ohne genügende gesetzliche Grundlage

würden neue gebührenpflichtige Tatbestände geschaffen, und die riesigen Spielräume zwischen Minimal- und Maximalansätzen nähmen den Firmen jegliche Planungssicherheit. Nach Ansicht des Schweizerischen Verbands Flugtechnischer Betriebe (SVFB) ist ein Gebührenrahmen mit derart grosser Spannweite geradezu eine Einladung zur Willkür – und trotz gegenteiliger Beteuerungen des Bazl würden die Gebühren steigen.

Die Bazl-Führung weist die Deutung zurück, ihr Motiv sei das Geldeinnehmen. Die Rechtfertigung der Verwaltung wirkt aber unentschlossen. Zum einen sagt sie, dass man die tatsächlichen Gebühren in der Praxis nicht erhöhen wolle, zum andern verweist sie auf den niedrigen Eigenfinanzierungsgrad, dies mit den Worten: «Das Bazl ist wie jede andere Stelle der Bundesverwaltung gehalten, seine Kosten jenen Personen in Rechnung zu stellen, die seine Dienste in Anspruch nehmen.» Gegenwärtig erreiche der Kostendeckungsgrad insgesamt aber nicht einmal 20 Prozent. Damit liege das Amt in der hintersten Gruppe der vergleichbaren Behörden. Die Bundesverwaltung pocht immer wieder darauf, dass der Aufwand zur Regulierung einer Branche zu einem guten Teil durch die regulierten Unternehmen selber getragen werden sollte. Der Schluss liegt nahe, dass das Bazl irgendwann die Schraube anziehen wird.

Aufhorchen lässt auch die Hektik, mit der die Revision der Gebührenverordnung vorangetrieben wird. Mitte Juli wurde sie sozusagen in die Ferien hinein in die Vernehmlassung gegeben, und die Zeit bis zum Umsetzen Anfang nächstes Jahr ist kurz. Der Bericht zur Vernehmlassungsvorlage wurde nur auf Französisch verschickt, obwohl die Materie nicht besonders einfach ist. Zudem wurden nicht alle Betroffenen angeschrieben, das Luftfahrtunternehmen Skywork Airlines, das mit fünf Passagiermaschinen international operiert, ging vergessen. Und dass im Dokument zur Änderung der Verordnung die Abkürzung falsch geschrieben wurde (GevV statt GebV), ist wenig vertrauenerweckend.

Die grundsätzliche Kritik der Luftfahrtbranche am Bazl geht aber tiefer. Seit Dezember 2006 ist die Schweiz mit der Europäischen Agentur für Flugsicherheit (EASA) verbunden, und das Bazl stellt die Hauptverbindung dar. Dabei hat das Amt zunehmend komplexere Aufgaben an sich gezogen und zusätzliches Personal angestellt. Das Amt hat im vergangenen Jahrzehnt grosse Teile der Luftfahrt-Regulierung der EU und internationale Vorschriften in Schweizer Regeln überführt und umgesetzt. Der SVFB wirft dem Amt Überregulierung vor und erinnert an einen grellen Kontrast: In der Botschaft des Bundes zur Verbindung der Schweiz mit der EASA stand 2005: «Die Teil-

nahme der Schweiz an der EASA erfordert keine zusätzlichen Personaleinheiten. Längerfristig ist möglicherweise sogar eine Reduktion des Personals bei den nationalen Behörden nicht auszuschliessen.» Heute beschäftigt das Bazl


Kritisiert wird, dass die Schweizer Behörde EASA-Empfehlungen vorseilend in Recht überführt.

mit rund 330 Mitarbeitern etwa 30 Prozent mehr als beim Eintritt ins EASA-Regime.

Amt und Anwender überfordert

Kritisiert wird vor allem auch, dass die Schweizer Behörde EASA-Empfehlungen jeweils vorseilend in verbindliches Recht überführe und so die Regulierungslast erhöhe. Das rasant zunehmende Volumen und die Komplexität von Betriebshandbüchern überforderten sowohl das überwachende Amt als auch die Anwender zunehmend. Und dass sich das Bazl nur schwach gegen die von oben erlassene Reduktion der Altersgrenze für kommerzielle Piloten von 65 auf 60 Jahre wehre, sei unverständlich. Vollständig gefangen ist die Schweizer Luftfahrtbranche allerdings nicht, es wird zunehmend normal, dass in der Schweiz operierende Flugzeuge unter ausländischer Flagge fliegen. ○

BMW Motorrad



Freude am Fahren

bmw-motorrad.ch



THE NEW BOSS IN TOWN. DIE NEUE BMW S 1000 XR ABS.

Die S 1000 XR ABS vereint das Beste aus zwei Motorradwelten: das Handling, die ungebändigte Kraft und die Agilität eines Supersportlers mit dem Reisekomfort und der Ausdauer eines echten Tourenbikes. 160 PS aus 4 Zylindern, serienmässige Fahrmodi inklusive Traktionskontrolle und cooles Design sorgen ab dem ersten Meter für einen Adrenalinschub. Meet the boss! Jetzt bei deinem BMW Motorrad Partner.



«Es gibt in Asmara halt mehr eritreische Frauen als hier»: Paar am Roten Meer.

Hochzeitsferien in Eritrea

Ein anerkannter eritreischer Flüchtling reiste in seine Heimat, um zu heiraten. Dabei wäre er dort nach offizieller Schweizer Darstellung an Leib und Leben bedroht. Solche Fälle kommen immer wieder vor. Es stellen sich Fragen zur Aufnahmepolitik des Bundes. *Von Philipp Gut*

Daniel Landolt, Gemeindepräsident in der Ausserschwyzer Gemeinde Freienbach, gelangte letzte Woche mit bemerkenswerten Erkenntnissen an die Öffentlichkeit. Im *March-Anzeiger* schilderte er den Fall eines Eritreers, der durch seine Reisetätigkeit auffiel. Der Mann war 2006 in die Schweiz gekommen und wurde als Flüchtling anerkannt. Nachdem er einige Jahre hier gelebt hatte, reiste er 2010 in seine Heimat. Laut der Einschätzung der Schweizer Behörden wäre er dort verfolgt und an Leib und Leben bedroht. Doch der heimgereiste Flüchtling hielt sich unbedrängt in Eritrea auf und heiratete dort sogar. Mit seiner frischvermählten Gattin kehrte er in die Schweiz zurück. 2011 bekam das Paar ein Kind.

Neun Fälle allein in Ausserschwyz

Auf Anfrage der *Weltwoche* gibt die betroffene Gemeinde weitere Details preis. Beim Zivilstandsamt habe man festgestellt, dass der Eritreer plötzlich über Papiere verfügte, die seine Heirat im Ausland belegten. Die Behörden wurden hellhörig. Denn Auslandsreisen von Asylbewerbern und Flüchtlingen unterliegen eigentlich strengen Auflagen. Besonders fiel den Freienbachern aber auf, dass der Mann offenbar unbehelligt nach Eritrea einreisen, sich dort frei bewegen und seine Eheschliessung bei den eritreischen Behörden eintragen

lassen konnte. Anschliessend reiste er mit seiner Frau ebenso problemlos wieder aus.

Wie ist das möglich in einem Staat, in dem Landesflüchtlinge, Dienstverweigerer und Deserteure nach Schweizer Lesart verfolgt und eingekerkert werden? Diese Frage stellte sich auch der Gemeinderat von Freienbach – und fand darauf keine Antwort. «Wir haben einfach festgestellt», sagt Präsident Landolt, «dass verschiedentlich Asylbewerber aus Afrika nach Sicherung des Status hier in der Schweiz nach

Zwischen 2010 und 2014 stellten im Kanton Zürich gegen 9000 Flüchtlinge ein Reise gesuch.

Afrika zurückgekehrt sind, dort geheiratet und dann die Ehefrau in die Schweiz nachgezogen haben. Wir haben in der Folge den Regierungsrat auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, weil es uns doch eigenartig vorkam, dass Menschen, die hier in der Schweiz Schutz geniessen, weil sie in der Heimat angeblich gefährdet sind, freiwillig zurückreisen.» Was der Regierungsrat mit diesen Informationen gemacht hat, wisse er nicht.

Eine Nachfrage der *Weltwoche* bei verschiedenen Amtsstellen im Kanton Schwyz ergab keine konkrete Spur. Wie es scheint, ist Landolts Vor-

stoss in der Verwaltung versandet. Dabei ist das Problem durchaus relevant. Die aufsehenerregende Hochzeitsfahrt des Eritreers ist offenbar keine Ausnahme. Das Zivilstandsamt Ausserschwyz, zu dem die Bezirke March, Höfe und Einsiedeln gehören, meldet acht weitere ähnliche Fälle. Die Mehrheit seien Eritreer, aber auch Somalier seien darunter, heisst es auf Anfrage.

«Nichts Ungewöhnliches»

Beim Kanton sind zudem Fälle aus anderen Herkunftsländern bekannt. Fiona Elze, Abteilungsleiterin Asyl, erinnert sich etwa an einen Iraker, der via Istanbul und die Türkei heimge reist war. Bei einem vorläufig aufgenommenen Kosovaren gelang der Nachweis, dass er ebenfalls unerlaubterweise die Heimat aufgesucht hatte, um dort zu heiraten. Die Schwyzer beantragten in Bern, den Status des Mannes zu überprüfen. Schliesslich hob das Staatssekretariat für Migration die vorläufige Aufnahme auf und wies den Kosovaren weg.

Die statistischen Daten stützen den Befund, dass Auslands- und Heimatreisen von vermeintlich Verfolgten und Schutzbedürftigen an der Tagesordnung sind («Reisen nach Absurdistan», *Weltwoche* Nr. 26/15). Zwischen 2010 und 2014 stellten im Kanton Zürich gegen 9000 anerkannte Flüchtlinge ein einschlägiges Gesuch. Fast alle wurden vom Staatssekretariat für

Migration bewilligt. Hinzu kamen 3281 Auslandsreisen von Asylbewerbern und vorläufig Aufgenommenen. In der ganzen Schweiz wurden zwischen 2010 und 2014 beinahe 62 000 solcher Gesuche registriert.

An der Spitze der Reisewilligen im Kanton Zürich liegen ausgerechnet die Eritreer. 2450 Begehren stammten von vermeintlich Verfolgten aus dem «autoritären Unrechtsstaat». 2402 von ihnen haben die Berner Behörden stattgegeben. Sicher sind nicht alle 2400 Eritreer in die Heimat gereist. Aber viele werden dies getan haben

Diese Einschätzung, die sich mit den Erfahrungen in Ausserschwyz deckt, teilt auch der eritreische Honorarkonsul Toni Locher. Aus eritreischer Sicht sei es «nichts Ungewöhnliches», dass die Landsleute nach Hause reisten. Viele, die weggehen, sind junge Männer. Da sei es doch nur normal, dass sie in Eritrea ihre Freundin besuchten oder heiraten wollten, so Locher. «Es gibt in Asmara halt mehr eritreische Frauen als hier.»

Als weiteren Grund für die Heimreisen nennt der Honorarkonsul den intensiven familiären Zusammenhalt, der in der eritreischen Kultur tief verankert sei. Locher beobachtet, dass heute sogar schon 15-, 16-, 17-jährige Eritreer in die Schweiz kommen. Sie hauten oft ab, ohne die Eltern zu benachrichtigen. Am Telefon mahne sie dann die Mutter: «Alle kommen in den Som-

merferien zurück, nur du nicht.» Und dann gingen sie halt auch.

Ungewöhnlich sind die Heimreisen also nicht für die Eritreer und andere «Flüchtlinge», sondern nur für uns Schweizer, da Bern offiziell davon ausgeht, dass den Heimkehrern Verfolgung oder gar Tod drohe. Unbewilligte Ausreisen können sogar zur Aberkennung des Flüchtlingsstatus führen. Toni Locher widerspricht allerdings der offiziellen Doktrin: «Ich sage seit Jahren, dass niemand an Leib und Leben bedroht ist. Die Jungen fliegen nach Asmara und kommen wieder. Das beweist, dass sie dort nicht gefährdet sind.» Keiner ginge dieses Risiko ein, wenn die Gefahr bestünde, verhaftet zu werden.

Anerkennungsquote von null Prozent

Aber ist Locher als Honorarkonsul wirklich ein unabhängiger Zeuge, ist er gar gekauft, wie Kritiker argwöhnen? «Ich kriege keinen roten Heller für meine Tätigkeit», sagt er. Sein Engagement für Eritrea gründe in seinem Job als Frauenarzt und Entwicklungshelfer. Im Unterschied zu andern Ländern der Region sei Eritrea kein *failed state*. Das ermögliche den Fortschritt im Sozial- und Gesundheitsbereich. Diese Errungenschaften gelte es zu erhalten und auszubauen.

Locher ist mit seiner Ansicht nicht allein. Auch andere Staaten beurteilen die Lage in Eri-

trea anders als die Schweiz. Zum Beispiel Israel. Im jüdischen Staat gibt es eine Anerkennungsquote von annähernd null Prozent, während hier praktisch alle Eritreer automatisch als verfolgt und schutzbedürftig gelten. Dass dies kaum der Realität entspricht, zeigen die israelischen Erfahrungen. Die Asylsuchenden – offiziell «Infiltranten» genannt – kommen in ein strenges Auffanglager in der Negev-Wüste. In den letzten zweieinhalb Jahren konnte die Regierung 3039 Eritreer zum Verlassen des Lands bewegen. Sie zahlt ihnen 3500 Dollar sowie ein Flugticket. Mit afrikanischen Staaten wie Uganda oder Ruanda hat Israel ein entsprechendes Abkommen abgeschlossen. 1059 Eritreer gingen aber lieber in ihre Heimat zurück, wie *Haaretz* berichtete. Auch dies kann man als Hinweis darauf deuten, dass sie dort wohl nicht verfolgt werden.

Honorarkonsul Locher rät der Schweiz deshalb, eine Migrationspartnerschaft mit Eritrea anzustreben, wie sie auch mit andern Ländern praktiziert wird. «Man muss halt mit der Regierung reden.» Die 3500 Dollar, die Israel den Asylbewerbern schenkt, seien in Eritrea ein ansehnlicher Betrag. Manche Rückkehrer hätten überdies noch selbst etwas Geld verdient. Damit lasse sich in der Heimat ein Laden oder ein Internetcafé eröffnen, Grundlage für eine Existenz. Und vielleicht auch Basis für eine Heirat. ○

SVP ist die einzigste Partei...

... die garantiert, dass

- die Zuwanderung begrenzt wird
- die Missbräuche im Asylwesen beseitigt werden
- kriminelle Ausländer ausgeschafft werden
- ein Anschluss an die EU verhindert wird

Darum am 18. Oktober
SVP wählen.

www.svp.ch

SVP Schweiz, Postfach 8252, 3001 Bern, PC: 30-8828-5



Die Grünen brauchen Schutz

Die Parteien im Wahlcheck: Dreissig Jahre nach ihrem Durchbruch kämpfen die Grünen um ihr Überleben im Parlament. Angesichts ihrer deckungsgleichen Positionen könnten sie sich den Sozialdemokraten anschliessen – und niemand würde sie vermissen. *Von Markus Schär*



Sie wollten sich überflüssig machen, sagten die Idealisten, die in den 1980er Jahren in der Schweiz die vielen bunten grünen Parteien aufbauten. Zumindest diesen Erfolg können sie feiern: Wie es vor dreissig Jahren die Grünen nicht brauchte, um gegen das Waldsterben zu kämpfen, das nicht stattfand, so braucht es sie auch heute nicht, um für eine Klimapolitik zu eifern, die nirgends hinführt.

Im letzten Vierteljahrhundert teilten sich die Roten und die Grünen in ihrem Kampf gegen die Marktwirtschaft die Stimmen auf. Der gemeinsame Wähleranteil von Sozialdemokraten und Grünen stieg seit 1991 von 24,6 Prozent zwar leicht an auf den Rekordwert von 30,7 Prozent nach dem Hitzesommer von 2003, aber seither sinkt er wieder. Das SRG-Wahlbarometer sieht Rot-Grün derzeit bei 26,4 Prozent – zurück auf dem Stand von 1979 mit 25 Prozent.

Vor vier Jahren, trotz Wahlkampf im Zeichen der Energiewende, büsste das linke Lager gleich 2 Prozent Wähleranteil ein – wovon die Grünen 1,2 Prozent, was sie fünf Sitze kostete. Das kam natürlich davon, dass die Grünliberalen erstmals für die «neue Mitte» antraten. Aber auch davon, dass sich die CVP und die BDP ebenfalls vorgeblich zum Atomausstieg bekannten, also den Grünen das Thema ihrer Initiative wegnahmen – und sie damit überflüssig machten.

Dass die Grünen ebenso gut Rote sein könnten, lässt sich an ihren politischen Positionen ablesen: Diese decken sich mit jenen der Sozialdemokraten sowohl im Links-rechts-Rating des Politforschers Michael Hermann als auch bei Smartvote. Der Smartspider von 298 kandidierenden Grünen, für die *Weltwoche* errechnet, könnte auch von jedwedem SP-Kandidaten stammen. Die Spitzen der Grünen, wie die Nationalrätinnen **Aline Trede** (BE), **Anne Mahrer** (GE) und sogar **Maya Graf** (BL) als vormals höchste

Schweizerin, zeichnen sich nur durch Extremwerte aus: beim Ausbau des Umweltschutzes und des Sozialstaats mit gegen 100 Prozent, bei Einschränkungen in der Migrationspolitik mit einer blanken Null. Da schliesst sich beim Massieren der Wählerseele auch ein erfahrener Exekutivpolitiker an: **Martin Graf**, der sich nach seiner Abwahl als Zürcher Regierungsrat für die Nationalratsliste aufdrängte, kommt bei Justiz und innerer Sicherheit auf 30, bei Restriktionen in der Migrationspolitik gerade mal auf 18 Pro-

zent – eine bemerkenswerte Positionierung für einen Ex-Justizdirektor.

Leistungen

Die sichersten Werte der Grünen im Bundeshaus sind die beiden Ständeräte: der Querdenker **Luc Recordon** aus der Waadt und der Feingeist **Robert Cramer** aus Genf, die trotz Erdung in der Exekutive noch von einer besseren Welt träumen. Im Bund mit je einer noch stärkeren Sozialdemokratin, **Géraldine Savary** (VD)

beziehungsweise **Liliane Maury Pasquier** (GE), sind die beiden welschen Standesherren kaum zu schlagen. Allerdings muss das Genfer Duo nach einer Änderung des Wahlrechts diesmal im ersten Wahlgang das absolute Mehr erzielen – eine Hürde, die es vor vier Jahren nicht übersprang.

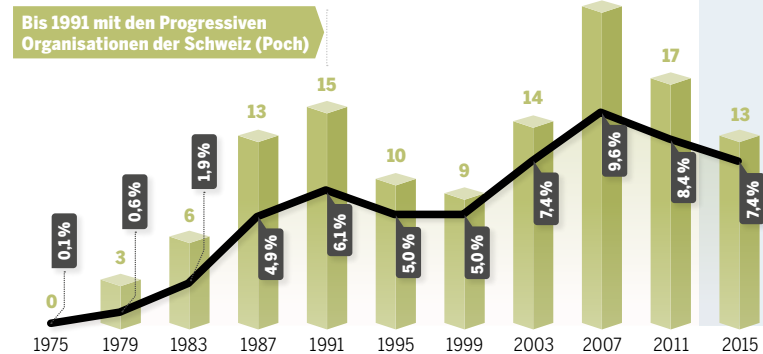
Die drei Männer aus Zürich geben im Nationalrat den Ton an. **Bastien Girod** doziert die Weltverbesserung nach dem Dogma der ETH, **Daniel Vischer** die Finanzpolitik und das Rechtswesen (als Kommissionspräsident) aus der Sicht der alten Neomarxisten. Und die steilste Karriere machte **Balthasar Glättli**: Der Berufspolitiker mit Philosophiestudien stieg als Neuling im Bundeshaus schon nach zwei Jahren zum Fraktionschef auf, ohne Gegner und Gegenstimme. Er bringt seine Leute wirkungsvoll in die Medien sowie die Social Media – und sich selber dank Erfahrung in der IT-Beratung als markante Stimme in der Netzpolitik. Ähnliche Beachtung bekommt nur das Leichtgewicht **Aline Trede** aus Bern: Sie weiss sich, mit einem *Blick*-Politjournalisten verheiratet, mit frechen Voten und pffiffigen Aktionen in Szene zu setzen.

Enttäuschungen

Beim 63-jährigen Wahlgenfer **Ueli Leuenberger** ist seit geraumer Zeit die Luft draussen. Er tritt jetzt als Nationalrat nicht mehr an, und er trat schon vor drei Jahren als Parteipräsident zurück.

Entwicklung der Parteistärke

Wähleranteil und Anzahl Sitze in der Bundesversammlung

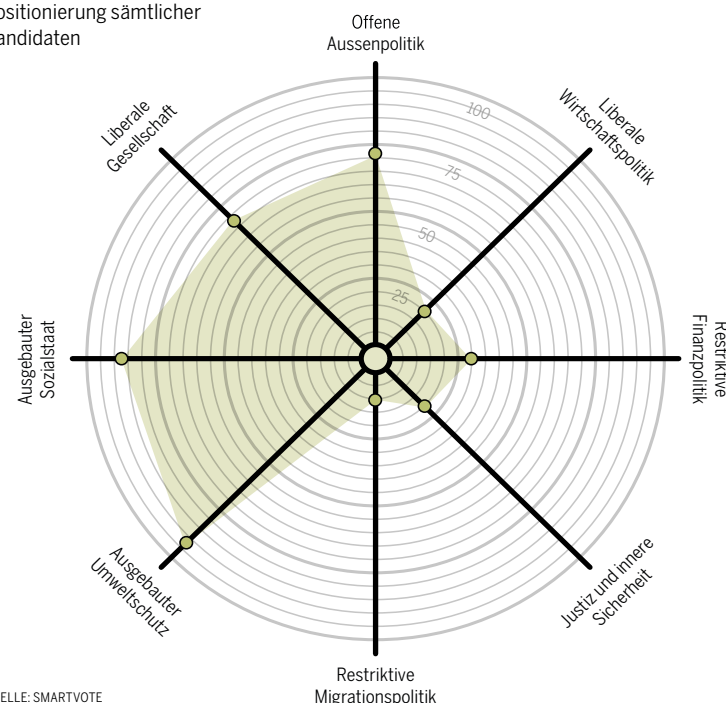


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), SRG-WAHLBAROMETER, WELTWOCH

Grüne gibt's jetzt auch in anderen Parteien.

Grünen-Smartspider

Positionierung sämtlicher Kandidaten



QUELLE: SMARTVOTE

Kein Unterschied zwischen Grünen und Roten.



Die Luft ist draussen: grüne Prominenz auf dem Bundesplatz, Bern.

Seine Nachfolgerinnen **Regula Rytz** (BE) und **Adèle Thorens Goumaz** (VD), beide fleissig und freundlich, tun sich immer noch schwer damit, sich durchzusetzen und vor allem zu beweisen, dass das Co-Präsidium eine gute Idee ist. Auch nicht mehr viel Luft drin ist bei **Maya Graf** (BL), die sich nach ihrem Nationalratspräsidium zwei Jahre des Ausspannens gönnte, und bei **Louis Schelbert** (LU), nach dem Abgang von Daniel Vischer der letzte Vertreter der Marxisten, die vor dreissig Jahren die Grüne Partei kaperten.

Auf das grösste Medieninteresse hätten die Grünen gerne verzichtet. Die Schlagzeilen des Boulevards aller Niveaus erntete einerseits der Aargauer **Geri Müller** – wegen seiner fragwürdigen Sexualpraktiken, nicht wegen seiner anstössigen Aussenpolitik als Kommissionspräsident –, andererseits **Jolanda Spiess-Hegglin**, die in Zug wieder einen grünen Nationalratssitz erobern sollte.

Versprechen

Für die Grünen gibt es am 18. Oktober wenig zu gewinnen. Auf einen Sitz hoffen können am ehesten im Aargau die 28-jährige Islamwissenschaftsstudentin **Irène Kälin**, mit einem Ex-Blick-Chefredaktor liiert, und in Basel die 36-jährige türkischstämmige Juristin **Sibel**

Arslan, die mit ihren Schulden Schlagzeilen machte. Und einen Kontrapunkt in der Migrationspolitik setzt allenfalls **Sergio Savoia** von den einwanderungskritischen Tessinern.

Zum Sesseltanz um wackelnde Sitze kommt es gleich in den drei wichtigsten Kantonen: In der Waadt drängt der abtretende Stadtpräsident von Lausanne, **Daniel Brélaz**, wieder nach Bern. In Bern büsst **Christine Häslér**, die für **Alec von Graffenried** nachgerückte Kommunikationschefin der Kraftwerke Oberhasli, ihren Sitz nach zwei Sessionen wohl wieder ein, zumal sie sich gegen die «Gärtnerin der Nation», **Sabine Reber**, wehren muss. Und in Zürich kämpft die 2011 abgewählte Gewerkschafterin **Katharina Prelicz-Huber** gegen die beiden Spitzenmänner: Die Kantonalpartei setzte ihnen die Jüngste, die zwanzigjährige **Elena Marti**, vor die Nase.

Aussichten

Eigentlich könnte es für die Grünen gut laufen: Die Hitzewellen im Sommer zeugen angeblich von der Klimaerwärmung, die Spielchen im Ständerat offensichtlich vom Unwillen der Mitteparteien zum Atomausstieg. Doch keine Kampagne zündet richtig. «Die Grünen wollen mit neuen Themen punkten», schrieb deshalb die Depeschagentur über ihre Delegierten-

versammlung – acht Wochen vor dem Wahltag. Es gehe am 18. Oktober um eine «Richtungswahl», warnte Co-Präsidentin **Regula Rytz**: zwischen einer «nationalkonservativen, rückwärtsgewandten» und einer «weltoffenen, solidarischen und zukunftsgerichteten» Schweiz. Und sie sprach dabei nur nach, was SP-Präsident Christian Levrat seit je sagt.

In Zürich, Bern, Genf und Neuenburg wackeln grüne Sitze; auch jene in Luzern (**Louis Schelbert**), St. Gallen (**Yvonne Gilli**) und Basel-Landschaft (**Maya Graf**) stehen nicht fest. Die Vertretung im Nationalrat könnte sich also gegenüber 2007, als sie noch 20 Sitze zählte, halbieren. Aber auf die Abgeordneten im Parlament kommt es gar nicht an. Mit ihren Initiativen für den Atomausstieg, für eine grüne Wirtschaft und jetzt für «Fair Food» zeigt die Partei, wie es geht: Sie stellt eine Forderung auf, die das Volk an der Urne abschmettern würde. Das von Grünen beherrschte Departement von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP!) legt dazu Gegenvorschläge vor, die fast ebenso weit gehen. Und die Partei kann ihre Initiativen zurückziehen – wenn das Spielchen gegen die Demokratie richtig läuft, ganz ohne Volksabstimmung. Das heisst: Die Grünen können sich tatsächlich als Partei überflüssig machen, sie bewirken so eher mehr. ○



Premiere im «Miller's»

Knackeboul trifft Köppel

«Hotel Hektik» heisst die neue Tonight-Show des Berner Rappers Knackeboul. Als Hoteldirektor begrüsst er sein Publikum – assistiert von Joiz-Moderatorin Gülsha Adilji als Receptionistin. Als erster Gast checkt am 18. September der Weltwoche-Chefredaktor und SVP-Nationalratskandidat Roger Köppel ein.

Knackebouls Bühne ist eine chaotische, jedoch vom dänischen Künstler und Architekten Kasper Magnusson liebevoll gestaltete Hote-Lobby. Unterstützt von seinem Team – darunter Stipe Svalina (Freestyle-Rapper mit kroatischen Wurzeln) und David Suivez (rätoromanischer Rapper und Yoga-lehrer) – empfängt er Unternehmer, Politiker, Wissenschaftler und Künstler. Auf dem Programm stehen zwei unterhaltensame Stunden mit Talk, Comedy, Konzert und Videoeinspielungen. Knackeboul, der



Gülsha Adilji

bis 2014 beim Jugendsender Joiz seine eigene Sendung «Knack Attack» moderierte, sieht sich als «Brückenbauer, Reisenden zwischen den Welten, Vermittler und Traumtänzer», der sich immer wieder «für eine integrative und weltoffene Schweiz» einsetzt. Die Show-Gäste im «Hotel Hektik» sollen in Knackebouls «Weltverbesserungsvisionen» einbezogen werden. Auf die Begegnung mit dem nicht minder visionären Hotelgast Roger Köppel darf man also gespannt sein.

Platin-Club-Spezialangebot

«Hotel Hektik» – Knackebouls Tonight-Show im «Miller's», Zürich

Zu Gast: Roger Köppel und Jas Crw

Datum:

Freitag, 18. September 2015, ab 20.00 Uhr

VIP-Programm:

20.00 Uhr: Drink an der Hotelbar

20.30 Uhr: Tonight-Show

22.00 Uhr: Get-together mit den Künstlern hinter der Bühne

Spezialangebot:

Fr. 32.– pro Person

Buchung:

Reservieren Sie Ihren Platz via Mail: tickets@millers.ch, Stichwort «Weltwoche». Achtung: Platzzahl beschränkt!

Veranstalter:

«Miller's»

In der Mühle Tiefenbrunnen
Seefeldstrasse 225, 8008 Zürich
www.millers.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Ausgeraubt von ehemaligen Asylanten

Ein Rentner im Kanton Zug wird von zwei Algeriern überfallen. Die Täter sind abgewiesene Asylsuchende, die die Schweiz längst hätten verlassen müssen. Die Recherchen zum Fall bringen Erstaunliches an den Tag. *Von Alex Reichmuth*

Es geschah im vergangenen Oktober. Ernst J. Merz war spätabends im Bus nach Unterägeri im Kanton Zug unterwegs – auf dem Heimweg von einem gesellschaftlichen Anlass. Kurz vor der Ankunft in seinem Wohnort wurde dem 66-Jährigen schlecht. «Ich hatte etwas Alkohol getrunken und ein Medikament eingenommen, was mir offenbar nicht gut bekam», erinnert sich Merz. Er stieg aus dem Bus und musste sich übergeben. Sogleich gesellten sich zwei Männer zu ihm, dem Aussehen nach Nordafrikaner, die ebenfalls aus dem Bus gestiegen waren. «Ich glaubte zuerst, sie wollten mir helfen», so Merz. Die Männer begleiteten ihn ein Stück weit. Dann war es vorbei mit der Freundlichkeit. «Sie nahmen mich in ihre Mitte», erzählt Merz, «dann schüttelten sie mich und raubten mir mein Portemonnaie.» Die Täter flohen. 260 Franken Bargeld, mehrere Ausweise und die Hausschlüssel waren weg.

Die Polizei habe nach der Tat sofort eine Fahndung eingeleitet, bestätigt Marcel Schlatter, Sprecher der Zuger Strafverfolgungsbehörde. Leider erfolglos. Dank der Videoüberwachung im Bus habe aber einer der mutmasslichen Täter identifiziert werden können. Es handle sich um einen abgewiesenen Asylbewerber aus Algerien, der in einer Asylunterkunft in Unterägeri gewohnt habe. Man habe diesen Mann nach der Tat in der Unterkunft allerdings nicht mehr vorfinden können, so Schlatter. «Offensichtlich ist er untergetaucht, sein Aufenthaltsort ist bis heute unbekannt.» Der Mann sei aber im schweizerischen Fahndungsregister ausgeschrieben. Der andere mutmassliche Täter, vermutlich ebenfalls ein Algerier ohne Aufenthaltsrecht, habe nicht identifiziert werden können.

«Abkommen nicht umgesetzt»

Weil die Täter nicht gefasst werden konnten, sistierte die Staatsanwaltschaft Zug im letzten Mai das Strafverfahren, das sie aufgrund der Anzeige von Ernst Merz eröffnet hatte. «Sobald die mutmassliche Täterschaft ermittelt werden kann, wird die Untersuchung wiederaufgenommen», versichert Sprecher Marcel Schlatter.

Ernst Merz ist also offenbar von zwei Algeriern überfallen worden, deren Asylgesuche zum Zeitpunkt des Über-

falls längst abgelehnt worden waren – möglicherweise schon vor Jahren. Sie hatten kein Aufenthaltsrecht mehr und hätten längst ausreisen müssen. Dennoch blieben sie, zumindest bis zur Tat, im Land. Ja, sie durften sogar weiter in einer Asylunterkunft leben und Nothilfe beziehen – acht Franken pro Tag.

Beim Kanton Zug ist man sich der Vollzugsprobleme bewusst – aber offenbar machtlos dagegen. Abgewiesene Asylbewerber ohne Aufenthaltsrecht würden von den Strafverfolgungsbehörden zwar «konsequent strafrechtlich verfolgt», schreibt Sprecher Schlatter. Personen aus bestimmten Staaten wie Algerien könnten aber nicht ausgeschafft werden. «Es fehlen entsprechende Rückübernahmeabkommen des Bundes, oder diese werden nicht umgesetzt.» Generell liege die Ausschaffung abgewiesener Asylbewerber in der Verantwortung des Bundes. «Die Kantone haben hier keinen Einfluss.»



«Ich glaubte zuerst, sie wollten mir helfen»: Raubopfer Ernst Merz.

Der Überfall der Algerier auf Ernst Merz ist bei weitem nicht der einzige derartige Vorfall im Kanton Zug. Erst vor einem Monat vermeldete der Kanton, dass letztes Jahr 158 Straftaten registriert worden sind, begangen von insgesamt 35 abgewiesenen Asylbewerbern. Somit wurde jede dieser Personen im Durchschnitt vier- bis fünfmal straffällig – in einem einzigen Jahr. Vermutlich waren es noch mehr kriminelle Handlungen, weil längst nicht jede Straftat aufgeklärt werden kann. Es ist anzunehmen, dass andere Kantone ähnliche Probleme mit Delikten ehemaliger Asylsuchender haben.

Nach der Haft abgetaucht

Laut Ernst Merz waren mehrere Hotels und Restaurants in der Umgebung seines Wohnorts schon von Diebstählen betroffen, die mutmasslich durch abgewiesene Asylbewerber aus Algerien verübt wurden. Die Leiterin eines Hotels in der Region Ägeri bestätigt einen solchen Vorfall. Drei Algerier hätten letzten Herbst ein Portemonnaie aus dem Hotel geklaut und über 2000 Franken erbeutet. Zwei der Täter seien zwar gefasst worden und hätten danach eine zweiwöchige Gefängnisstrafe abgesessen. Jetzt aber seien sie wieder frei und noch immer im Land, so die Hotelleiterin. «Wir sehen sie immer wieder.»

Der überfallene Ernst Merz ist entsetzt, «dass abgewiesene Asylbewerber ohne grosse Folgen in der Schweiz auf Beute gehen können». Erstaunliches ergibt sich auch in seinem Fall. Kurz nachdem der eine beteiligte Algerier mittels Kamera im Bus hatte identifiziert werden können, bekam Merz eine rätselhafte Information von der Polizei. Der Gesuchte sei die nächsten zehn Tage «abwesend», lautete sie. Der Aufenthaltsort des mutmasslichen Täters sei «verschiedenen Amtsstellen» bekannt, schrieb die Polizei weiter. Die Nachfrage der *Weltwoche* ergibt: Bei diesem «Aufenthaltsort» handelte es sich um ein Gefängnis im Kanton Graubünden. Dort sass der Algerier eine Strafe ab – wegen einer Tat, die er früher begangen hatte. Nach seiner Entlassung tauchte er dann offenbar ab. ○

Der Voralpen-Sozialist

Es war die Sensation der Wahlen vor vier Jahren: Der Sozialdemokrat Paul Rechsteiner, ein Linksaussen, erkämpfte im konservativen Kanton St. Gallen einen Sitz im Ständerat. Kann der höchste Schweizer Gewerkschafter seinen Erfolg wiederholen? *Von Markus Schär*



Ein «Glücksschock» trifft die Genossen, wie ein Wahlhelfer jubelt. Erster Advent, 27. November 2011: Auf dem St. Galler Klosterplatz reckt der Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds die Faust, als sein Sieg feststeht: Im zweiten Wahlgang für den Ständerat schlägt SP-Nationalrat Paul Rechsteiner mit 54 616 Stimmen den SVP-Präsidenten Toni Brunner, der nur auf 53 308 Stimmen kommt; der Verlegenheitskandidat Michael Hüppi, der den seit 1919 von der CVP gehaltenen Sitz verteidigen sollte, liegt abgeschlagen zurück.

Es ist die Sensation der Wahlen 2011. Die NZZ staunt über den «historischen SP-Wahlsieg in St. Gallen». Der *Tages-Anzeiger* jubelt über die «Sternstunde der Linken». Das *Magazin* feiert den «Mann, der die Rechten knackte». Und der Wahlhelfer Ralph Hug träumt in seinem Buch «Eine andere Wahl ist möglich» davon, dass dieser Erfolg die Quelle sei für «den grossen Strom einer sozialen und kulturellen Bewegung» weit über St. Gallen hinaus. (Nur der Beobachter aus dem Nachbarkanton merkt an, dass der historische Sieg eine Reprise ist: 1987 warf im Thurgau der linksintellektuelle Kunsthistoriker und Fernschulleiter Thomas Onken als erster Sozialdemokrat den Vertreter der FDP, die diesen Sitz seit 1848 hielt, aus dem Ständerat – es war für den Autor dieser Zeilen der grösste Glücksschock seines Politlebens.)

Die spannendste Wahl des Herbstes

Paul Rechsteiner wechselt, nachdem er im Nationalrat als Alterspräsident (mit 59!) die Legislatur eröffnet hat, zu den Standesherrn ins Stöckli. Er bindet eine Krawatte um – und er macht als Politiker in Hemdsärmeln weiter. Er hält zwar keine Brandreden mehr, als erfahrener Strafverteidiger weiss er zu überzeugen. Aber er weicht auch keinen Millimeter von der Gewerkschaftslinie ab, wenn er für Mindestlöhne, Rentenerhöhungen oder Reichtumssteuern wirbt. Kann dieser Mann, der sich noch nie um Mehrheitsfähigkeit scherte, seinen Erfolg wiederholen? Die Wahl des zweiten St. Galler Ständerats – neben der FDP-Frau Karin Keller-Sutter – ist wohl die spannendste dieses Herbstes.

Vor vier Jahren machte Paul Rechsteiner alles richtig, seine Konkurrenz alles falsch. Lernen die Gegner aus ihren Fehlern von 2011? Die Antwort auf diese Frage entscheidet darüber, ob



Weicht keinen Millimeter von der Gewerkschaftslinie ab: Ständerat Rechsteiner.

ausgerechnet der Bürger- und Bauernkanton St. Gallen erneut den am weitesten links stehenden Ständerat des Landes stellt.

1 — Politik für die Leute. «Diese Wahlen kannst du rauchen», hörte Paul Rechsteiner von Weggefährten, als er im Frühling 2011 eine Kandidatur für den Ständerat erwog. «Wir können nur auf bessere Zeiten warten.» Auch die Schweiz kämpfte mit den Folgen der Finanzkrise, vor allem weil der Franken sich rasant aufwertete und die Exporte einbrachen. Doch der Sohn eines Nachtwächters und einer Heimarbeiterin hielt nichts von Resignation. Seit 1998 Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB), warb er mit dem Kampf-

Sein eigener Wahlkreis war dem Volksvertreter Rechsteiner herzlich egal.

ruf «Gute Löhne, gute Renten», sammelte Unterschriften für die Mindestlohninitiative und schreckte das Volk damit, nach den Wahlen komme es für die Sozialwerke «knüppeldick»: Als «unsoziale AHV-Front» verschrie er vor allem seinen Konkurrenten, den christlich-sozialen Ständerat Eugen David, und die Arbeitgeber in der St. Galler Industrie, den «extremistischen Ableger von Economiesuisse».

Die Leute auf der Strasse glaubten dem Linksaussen, denn er hatte sich seine Glaubwürdigkeit seit Jahrzehnten verdient. Mit der Filmemacherin Irene Loebell verheiratet, lehnt er den Cüpli-Sozialismus ab, pflegt einen asketischen Auftritt und setzt sich auch als Anwalt seit je für die kleinen Leute ein. Aber die Wertschätzung gilt nur ihm; er brachte die soliden St. Galler nicht zum Sozialismus. Bei den Abstimmungen erlitt der höchste Gewerkschafter in seinem Heimatkanton schmerzhaft Niederlagen, so bei der «1:12»-Initiative «für gerechte Löhne» (68 Prozent Nein-Stimmen), beim SP-Vorstoss für eine öffentliche Krankenkasse (71 Prozent Nein-Stimmen), bei der Erbschaftssteuer (72 Prozent Nein-Stimmen) und vor allem beim Mindestlohn, für den er im Wahlkampf geworben hatte (82 Prozent Nein-Stimmen).

Die «extremistischen» St. Galler Industrielken im Fürstenland und im Rheintal griffen im Frühling dieses Jahres nach dem Frankenschock als Erste zu Massnahmen – und ihre Leute stimmten meist zu, die Arbeitszeiten zu verlängern, um die Arbeitsplätze zu verteidigen. Rechsteiner steckt im Zwiespalt: Die SP jammert über die Lage der Schweizer Industrie ohne Mindestkurs, der SGB lobt die «positive Situation», denn er fordert generelle Lohnerhöhungen, dank denen die Schweizer Wirtschaft «wieder mit einer gewissen Zuversicht nach vorne blicken» könne. Immerhin, räumt er ein, fielen die Forderungen so bescheiden aus wie noch kaum je – er kennt den

Realitätssinn der Schweizer Arbeitnehmer nur zu gut. Weil es letztes Mal so gut lief, rezykliert er aber einfach seinen Wahlspruch: «Gute Löhne, gute Renten». Wer dafür zahlt, ist nicht sein Problem.

2 — Einsatz für die Heimat. «Ich lernte den Kanton nochmals ganz neu kennen», sagte der Anwalt, der zwischen dem Büro in St. Gallen, der Ehefrau in Zürich und der Politik in Bern pendelt, nach seiner erfolgreichen Kampagne. Besonders im zweiten Wahlgang zog er rund um den Alpstein durch den auseinanderstrebenden Kanton. Dabei merkte er, wie sich das Land zur Agglomeration auswächst: «Es stellt sich die Frage, wo man überhaupt hinstehen soll, wenn man die Leute treffen will.» Paul Rechsteiner hörte die Menschen an, und sie dankten es ihm mit einer Volksbewegung, der sich auch christliche Kreise und Arbeitnehmerorganisationen bis hin zum Bankpersonalverband anschlossen.

Bis dahin kümmerte er sich kaum um seinen Kanton. Unter den gut zweihundert Vorstössen aus seinen 25 Jahren im Nationalrat finden sich nur Anfragen von 1986 zur Südumfahrung und zum PTT-Regionalzentrum in St. Gallen, dann noch – als Stimme der armeekritischen Opposition im militärfreundlichen Kanton – Vorstösse gegen den Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen (1987) und gegen das Artillerieschiessen in der Linthebene (1990/91), eine Anfrage zur Rehabilitierung von Polizeihauptmann Paul Grüniger (1993) sowie fünf Begehren zur Bahnanbindung der Ostschweiz zwischen 1993 und 2011, alle folgenlos. Paul Rechsteiner kämpfte für Gewerkschaftsanliegen, gegen die Grossbanken und für die Aufklärung der angeblich dunklen Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg – sein Wahlkreis war dem Volksvertreter herzlich egal.

Als Ständerat kann er sich für St. Gallen in Szene setzen, dies dank seiner Partnerin im Stöckli, die eigentlich seine Kontrahentin sein müsste. Er und die freisinnige Wirtschaftslobbyistin Karin Keller-Sutter stecken immer wieder die Köpfe zusammen, wenn es gilt, die Bundeskasse für die Ostschweiz anzuzapfen: für die Rheintallinie, die das Duo in das völlig überladene Milliardenpaket Fabi für den Bahnausbau packte; für die Metropolitanregion St. Gallen, die nicht einmal der Nachbarkanton Thurgau wünscht; für die Stiftsbibliothek St. Gallen, für die das Parlament im aufgeblähten Kulturprogramm auch noch ein paar Millionen sprach. Wenn es um die Interessen des Kantons gehe, demonstrierte das ungleiche Duo «geradezu verblüffende Harmonie», schwärmt die *Ostschweiz am Sonntag*. Diese Harmonie stört nicht einmal, dass der Anwalt Rechsteiner mit Vorliebe kriminelle Ausländer vertritt, welche die frühere Justizdirektorin Keller-Sutter ausschaffen wollte.

3 — Erfolg bei der (relativen) Mehrheit. Paul Rechsteiner sei nicht mehrheitsfähig, meinte das *St. Galler Tagblatt* vor vier Jahren. Das war der Linksaussen im konservativen Kanton auch nicht – aber 38 Prozent (gegen 37 Prozent von Toni Brunner) reichten im zweiten Wahlgang für den Sieg. Im ersten Wahlgang hatte die neu antretende Karin Keller-Sutter die Hürde des absoluten Mehrs locker genommen, der Bisherige Eugen David (CVP) aber sogar deutlich hinter dem SVP-Kandidaten zurückgelegen, weshalb er nicht mehr antrat.

Jetzt traut sich niemand aus der ersten Garde der Staatspartei, Paul Rechsteiner herauszufordern: Die CVP-Regierungsräte Martin Gehrer und Beni Würth winkten ab; der im weitläufigen Kanton wenig bekannte Thomas Ammann, Gemeindepräsident von Rüthi im Rheintal und Fraktionschef im Grossen Rat, tritt mit geringen Chancen an. Ein anderes Kaliber ist SVP-Nationalrat Thomas Müller, im Kanton bestens vernetzt als ehemaliger Präsident des TCS und vor allem des FC St. Gallen, als dieser 2000 letztmals den Meistertitel gewann, im Land bekannt als Stadtpräsident von Rorschach, der sich medienwirksam mit der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) anlegte. Gegen ihn spricht allerdings, dass er zuerst für die CVP im Nationalrat sass. Die Partei nimmt ihm den Wechsel immer noch übel, und sie hofft, 2019 den Sitz von Paul Rechsteiner zu erben.

Das heisst: Der Sozialist aus den Voralpen kann es schaffen, wenn er seine Volksbewegung nochmals zusammenbringt – und wenn seine Gegner ihre Fehler wiederholen. Auf jeden Fall kommt es am 15. November, im zweiten Wahlgang, auf dem St. Galler Klosterplatz wieder zum Krimi. ○



CRESTA
PALACE

Herbstzauber

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie
Kinderclub, Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 11. Oktober 2015

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Anne und Kai Ulrich



«China erfindet sich derzeit neu»

Jörg Wolle, CEO des Marktexpansions-Dienstleisters DKSH, sieht trotz Börsencrash grosse Chancen in Asien. Er warnt die Schweizer davor, selbstgefällig zu werden, und fordert die Politiker auf, das positive Image des Landes zu erkennen und besser einzusetzen. *Von Martin Spieler*

Herr Wolle, die chinesische Zentralbank hat den Yuan mehrfach abgewertet, die Börsen sackten massiv ab: Wie solid ist Chinas Finanzsystem?

Über die letzten Jahre hinweg hatte sich die chinesische Währung stark aufgewertet. Heute sind die Aktien in China wieder dort, wo sie zu Jahresbeginn waren. Es gab eine Überreaktion, die jetzt korrigiert wurde.

Wird sich das Wachstum in China weiter abschwächen?

Chinas Wachstumsraten sind immer noch um ein Vielfaches höher als jene in Europa und den USA. Das wird oft ausgeblendet. Darum halte ich Klagen über die Wachstumsabschwächung in China für übertrieben. Während sich das industrielle Wachstum – vor allem in der Bauwirtschaft – abschwächt, wächst der Dienstleistungssektor weiterhin stark.

Müssen die Schweizer Exportfirmen keine Angst haben um ihre Geschäfte in Asien?

Wir sind seit 150 Jahren in Asien tätig und haben schon viel stärkere Marktschwankungen durchlebt. Wir raten unseren Kunden in Asien, auf die mittelfristige Wirtschaftsleistung und das Absatzpotenzial zu fokussieren. China, Indien, Japan und die zehn Asean-Länder mit Staaten wie Thailand, Malaysia, Indonesien und Vietnam bleiben für Schweizer Firmen hochinteressante Märkte. Japan befand sich in den letzten zehn Jahren in einer Deflation und verzeichnete wenig Wachstum. Dennoch blieb das Land attraktiv.

Wenn die US-Notenbank in Kürze die Zinsen erhöht, könnte dies bei den Währungen der aufstrebenden Länder in Asien heftige Turbulenzen auslösen.

Asien hat in der Krise viel gelernt. Die Gesamtbilanzen der asiatischen Länder sind heute viel gesünder als noch 1997. China erfindet sich derzeit neu. Indien durchläuft unter der Regierung von Präsident Narendra Modi eine vielversprechende Restrukturierung. Und die Asean-Länder haben sich von China emanzipiert und sind schnell wachsende Volkswirtschaften und eigenständige Konsummärkte geworden.

Wo genau sehen Sie Chancen?

Hauptsächlich in den südostasiatischen Ländern wie Vietnam, Kambodscha und Myanmar. Das sind sehr interessante Wachstumsmärkte. Die Asean-Länder umfassen heute schon eine Bevölkerung von

über 600 Millionen Menschen. China ist in der Produktion von beispielsweise Bekleidung oder Spielwaren oft nicht mehr konkurrenzfähig. Vietnam hingegen erlebt einen Boom, weil die Produktion dorthin abwandert. Die Asean-Region ist mittlerweile die weltweit siebtgrösste Wirtschaftsmacht. Bis 2050 wird sie sogar zur global drittgrössten Wirtschaft aufsteigen. Neben China, Indien und Japan gibt es also viele weitere Märkte in Asien, die für Firmen aus der Schweiz Chancen bieten.

Was ist mit Thailand und Malaysia, die mit grossen politischen Problemen konfrontiert sind, welche das Wachstum bremsen?

Da sehen wir durchaus auch Risiken. Malaysia war in Asien ein Musterschüler, ist derzeit aber wegen politischer Querelen geschwächt. In Thailand dauert die wirtschaftliche Belebung nach den politischen Unruhen viel länger als erwartet, und mit nach den Anschlägen in Bangkok ist die Lage insgesamt schwieriger einzuschätzen.

Werden Sie die Abhängigkeit von Thailand reduzieren?

Wir sind seit 1906 in Thailand, haben rund zwanzig Militärputsche mitgemacht und

«Viele Schweizer sind angesichts des vollen Kühlschranks nicht mehr hungrig.»

schlimme Katastrophen wie den Tsunami oder die Jahrhundertflut im 2011 erlebt. Thailand wird für uns immer sehr wichtig sein. Wir machen ein Drittel unseres Umsatzes dort; früher war es rund die Hälfte. In den letzten dreizehn Jahren – seit der Fusion von Diethelm Keller Services Asia und Siber Hegner zu DKSH – hat die Bedeutung Thailands für uns stetig abgenommen, weil andere Märkte wie Vietnam, Kambodscha oder Singapur schneller gewachsen sind.

Welches sind für Sie die Wachstumstreiber?

Erstens die schnell wachsende asiatische Mittelklasse. Das sind nicht Leute wie bei uns, die sich einen 5er-BMW leisten, sondern Leute, die vom Land neu in die Stadt umsiedeln und zum ersten Mal in ihrem Leben Zahnpasta, Cornflakes oder Sonnencreme kaufen. Hier liegt ein riesiges Potenzial. Zweitens: der innerasiatische Handel. Dieser wird in der Schweiz gerne unterschätzt. Vierzig Prozent unserer 200 wichtigsten Hersteller sind Eu-

ropäer, 30 Prozent kommen aus Amerika und bereits 30 Prozent aus Asien. Dritter Treiber ist das Outsourcing. Viele Firmen möchten ihre Ressourcen für das einsetzen, was sie am besten können: Innovation, Forschung und Entwicklung, globales Marketing oder Produktion. Die Erschliessung der Märkte durch eine flächendeckende, kapillare Distribution ist meistens keine Kernkompetenz grosser Firmen. Davon profitieren wir.

Sie unterstützen Firmen bei der Expansion nach Asien von der Marktevaluation bis zur Logistik: Nutzen Schweizer Unternehmen bereits das volle Potenzial, das Asien bietet?

Nein, bei weitem noch nicht. Für Pharmaunternehmen beispielsweise übernehmen wir nicht nur den Vertrieb, sondern auch regulatorische Aufgaben. Selbst für einen Pharmariesen lohnt es sich nicht, in allen südostasiatischen Ländern eigene regulatorische Einheiten aufzubauen, welche Produkte registrieren. Für uns lohnt sich das, weil wir diese Aktivitäten bündeln können. Bei Konsumgütern haben wir in den vergangenen Jahren unsere *field marketing*-Kompetenz gestärkt, zum Nutzen unserer Hersteller.

Deutlich weniger gefragt sind in Asien allerdings Luxusprodukte.

Seit die chinesische Regierung drastische Massnahmen gegen Korruption ergriffen hat, ist die Nachfrage nach Luxusprodukten in China und den Standorten Hongkong und Macau zurückgegangen. Ich bin aber überzeugt, dass die heranwachsende Mittelklasse diese Lücke mehr als auffüllen wird. Doch das braucht Zeit.

War dies der Grund, dass DKSH ihre Uhrenmarke Maurice Lacroix verkaufen will?

Wir haben uns für den Verkauf entschieden, weil wir auf unsere Kernkompetenz fokussieren: die Dienstleistungen für die Marktexpansion. Die Uhrenproduktion können andere besser.

DKSH ist international tätig und spürt den starken Franken: Was wünschen Sie sich von der Geldpolitik der Nationalbank?

Ich teile die Meinung vieler Kollegen, dass der Franken überbewertet sein dürfte. Bei der Debatte sollte man aber das Augenmass behalten: Schweizer Werkzeugmaschinen waren in China schon immer um ein Vielfaches teurer als lokale Produkte. Allein, der Währungsunterschied ist für den Kauf nicht entscheidend. Die Firmen sollten sich überlegen, wo es noch Märkte gibt, in denen Ab-



«Man sollte in der Einwanderungspolitik stärker differenzieren»: DKSH-Chef Wolle.

nehmer trotz Währungsnahten bereit sind, deutlich mehr für Schweizer Qualität zu zahlen. In Asien ist dies oft der Fall.

DKSH feiert ihr 150-Jahr-Jubiläum: Welche Erkenntnisse ziehen Sie aus der Firmengeschichte für die Zukunft?

Das Wichtigste ist, den Pioniergeist der Gründer zu wahren. Wir haben seit der Fusion 2002 den Umsatz mehr als verdoppelt, den Gewinn verfünffacht und 14 000 neue Stellen geschaffen. Wir sind Brückenbauer zwischen den Kontinenten, aber auch zwischen den Kulturen. Deshalb sind die richtigen Mitarbeiter am wichtigsten.

Das behaupten alle Firmen.

Wir sind ein reines Dienstleistungsunternehmen ohne eigene Produkte. Deshalb investieren wir in Weiterbildung und Entwicklung. In unserem Geschäft müssen wir präsent sein vor Ort, den Finger am Puls des Marktes haben und den Leuten in die Augen schauen. Aus der Zentrale heraus zu führen, funktioniert nicht.

Und was tun Sie dagegen?

Mein wichtigster Führungsgrundsatz lautet: «Bleibt hungrig, auch wenn der Kühlschrank voll ist.»

Wie stark haben das damalige Leben in der DDR und der Niedergang der DDR Sie

in Ihrer heutigen Führungsarbeit geprägt?

Sehr stark. Wer wie ich in einem sozialistischen System aufgewachsen ist, für den bedeutet Freiheit alles. Wegen dieser Erfahrung sind für mich Freiheit und Selbstbestimmung das grösste Gut und jedes Risiko wert.

Seit 21 Jahren leben Sie in der Schweiz und sind Schweizer Bürger geworden. Was erwarten Sie von der Schweizer Politik?

Die Schweiz sieht das positive Image, das sie beispielsweise in Asien hat, nicht. Das ist für unser Land eine riesige wirtschaftliche, aber auch politische Chance, die man viel stärker nutzen müsste.

Finden Sie, der Bundesrat müsste statt eines Europa-Delegierten einen Asien-Delegierten bestimmen?

Eine weit stärkere Ausrichtung der Aussen- und Wirtschaftspolitik auf die schnell wachsenden Märkte in Asien würde unserem Land sicher einiges bringen. Mittelfristig wird Europa wirtschaftlich an Bedeutung verlieren, weil Asien wichtiger wird. Der britische Premier David Cameron hat dies erkannt, als er vor einigen Wochen auf Südostasien-Tour ging.

Sollte man Firmen die Anstellung von Arbeitskräften aus Asien erleichtern?

Man sollte in der Einwanderungspolitik stärker differenzieren und Bewilligungen viel mehr auf die Bedürfnisse der Wirtschaft ausrichten. Für uns ist es oft schwierig, gutqualifizierte Leute aus Asien am Hauptsitz anzustellen.

Was fällt Ihnen auf, wenn Sie jeweils aus Asien zurück in die Schweiz kommen?

In Asien herrscht Aufbruchstimmung. Die Leute wollen etwas erreichen, sind hochmotiviert und gewillt, Karriere und ein Vermögen zu machen. Da verwundert es nicht, dass Südostasien bis 2050 die drittgrösste Wirtschaftsmacht der Welt werden soll. Die Schweiz hingegen ist immer stärker von der Forderung nach Umverteilung geprägt.

Sind die Schweizer selbstgefällig geworden?

Einige Tugenden der Schweizer, Fleiss, Unternehmergeist und hohe Leistungsbereitschaft, haben in den vergangenen Jahren vielleicht an Bedeutung verloren. Viele sind angesichts des vollen Kühlschranks nicht mehr hungrig. Wir sollten freiheitliche und wirtschaftsorientierte Grundsätze und – wie in Asien – die Leistungsbereitschaft mehr fördern. So können wir sicherstellen, dass die Schweiz auch künftig floriert und unser Wohlstand nicht verlorengeht. ○

Eine gewisse Verdrängung

Politik und Verwaltung sind sich einig: Die Personenfreizügigkeit habe kaum negative Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt. Deshalb sei bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative Milde walten zu lassen. Offizielle Statistiken untermauern das Bild. Doch sie sind geschönt. *Von Florian Schwab*



So weit die Sonnenseite: Johann Schneider-Ammann, Seco-Leiter Boris Zürcher.

Jobwunder made in Switzerland: Zwischen 2005 und 2015 hat die schweizerische Wirtschaft rund eine halbe Million neue Arbeitsstellen geschaffen. Durch die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union (EU) kam ab 2005 Schwung ins Arbeitsangebot. Schweizer Arbeitgeber hatten auf einmal unbegrenzten Zugriff auf den gesamten europäischen Markt. Viele Stellen sind entstanden, weil die Firmen im Ausland jene Leute fanden, die es zuvor im Inland nicht gegeben hatte. Darunter viele einfachere Angestellte in der Gastronomie oder auf dem Bau, aber auch Ärzte aus Österreich, Ingenieure aus Deutschland und Finanzspezialisten aus Grossbritannien.

So weit die Sonnenseite. Zu den schlechten Nachrichten: Angesichts des übergrossen Angebots aus der EU nahm gleichzeitig die Notwendigkeit ab, das inländische Arbeitsangebot zu pflegen. Weil man auf dem ausländischen Markt, der aus 500 Millionen Arbeitnehmern besteht, immer jemanden findet, der gleich gut oder besser ausgebildet, im Zweifel günstiger und jünger ist, drängt sich aus betriebswirtschaftlicher Sicht rasch der Entschluss auf, teure Schweizer durch billige Europäer zu ersetzen.

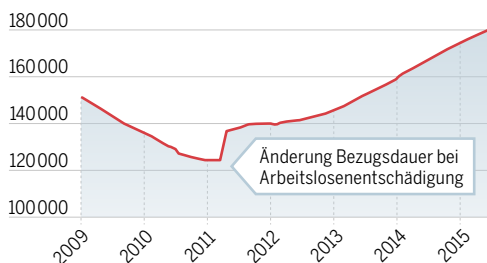
Alles kein Problem, hiess es lange Zeit von Seiten der Politik, der Verwaltung und der Wirtschaftsverbände: Der Schweizer Arbeits-

markt stehe hervorragend da, «Verdrängungseffekte» wies das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) bis ins Jahr 2013 ins Reich der Fantasie. Erst mit der Annahme der Massen-

Die Ausgesteuerten verschwinden als amorphe, meist grauhaarige Menge in der Sozialhilfe.

einwanderungsinitiative wuchs die Sensibilität für das Thema. 2014 gestanden die Seco-Statistikererstmals ein, dass hier und dort – insbesondere im Tessin – eine gewisse Verdrängung von Einheimischen durch EU-Zuwanderer stattfinden könne. Nach wie vor stellt der Bund aber in Abrede, dass man es mit

Aussteuerungen der letzten fünf Jahre



QUELLE: Seco

Höchststand: Aussteuerungen im Juni 2015.

einem grösseren Problem zu tun haben könnte. Auch die Wirtschaft pocht darauf, dass ihr «Zugang zu den Fachkräften» gewährleistet bleiben müsse.

Bei oberflächlicher Betrachtung untermauern die neuesten Zahlen der Arbeitslosenstatistik diese Ansicht: 3,2 Prozent Arbeitslose im August, vermeldete das Seco am Dienstag. Insgesamt seien 136 983 Personen bei den Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV) registriert gewesen. Im internationalen Vergleich ist dies ein hervorragender Wert. Die Zahl ist zudem sehr exakt, weil sie ohne Hochrechnungen auskommt und direkt auf die Listen der RAV abstellt.

Alarmierende Tatsachen

Sieht man die verfügbaren Daten über die Arbeitslosigkeit allerdings genauer an, dann offenbaren sich alarmierende Tatsachen:

1. — Die Arbeitslosenstatistik des Seco erfasst nur Personen, die bei einem RAV eingeschrieben sind. Dies ist in der Regel so lange der Fall, wie ein Arbeitsloser Taggelder bezieht. Wird er nach der maximalen Bezugsdauer ausgesteuert, so fällt er aus der Statistik heraus, obwohl er immer noch arbeitslos ist. Dieser Effekt zeigte sich im April 2011, als die maximale Bezugsdauer der Taggelder herabgesetzt wurde. Auf einen Schlag verschwanden dadurch zehntausend Personen aus der Arbeitslosenstatistik.

2. — Die Aussteuerungen lagen im Juni gemäss den am Dienstag veröffentlichten, provisorischen Zahlen mit 3729 auf dem höchsten Juni-Stand seit zehn Jahren. Vergewahrtigt man sich die Summe aller in den letzten fünf Jahren ausgesteuerten Personen, wird klar, dass der Trend steil nach oben zeigt (Grafik links). An einer schlechten konjunkturellen

Arbeitslose mit Hochschulabschluss



QUELLE: Seco

Alarmierend: 30 000 Akademiker sind arbeitslos.

Lage kann es nicht liegen, denn die Schweizer Wirtschaft ist seit 2010 zuverlässig gewachsen.

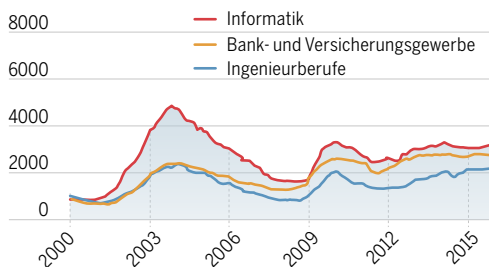
3. — Guitausgebildete und Akademiker sowie Personen über fünfzig machen einen immer grösseren Anteil an der Summe der arbeitslosen Personen aus. Im August waren 3255 Informatiker arbeitslos, dazu 7687 «Unternehmer, Direktoren und leitende Beamte», 2142 Personen in Ingenieurberufen sowie 2678 Leute aus dem Bank- und Versicherungsgewerbe (vergleiche Grafik rechts). Insbesondere die Entwicklung bei den Akademikern ist alarmierend: Bereits sind 30 000 Personen mit Hochschulabschluss ohne Arbeit (Grafik Mitte). Vor zehn Jahren waren es noch unter 20 000.

Nebst den durch das Seco aufbereiteten RAV-Zahlen veröffentlicht das Bundesamt für Statistik die sogenannte Erwerbslosenstatistik nach den Standards der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO). Diese erfasst theoretisch die Arbeitslosenquote besser, da sie sich nicht auf Personen beschränkt, die Leistungen der Arbeitslosenversicherung beziehen, sondern alle berücksichtigt, die arbeiten möchten, aber keine Stelle finden. Leider handelt es sich bei dieser Statistik um eine hochgerechnete Telefonumfrage, was Messungenauigkeiten zur Folge hat. Ende 2014 hatte sie mit 4,8 Prozent Arbeitslosigkeit bereits einmal an der 5-Prozent-Marke gekratzt. Seither hat sich die Arbeitslosenquote leicht auf 4,2 Prozent erholt. Gemäss dieser Auswertung sind rund 200 000 Personen in der Schweiz arbeitslos.

Keine konkreten Anhaltspunkte

Eine feine Unterteilung nach Branchen, Berufen und Qualifikationen ist bei der Statistik gemäss ILO allerdings nicht möglich, da die Anzahl der Befragten zu gering war. Mit anderen Worten: Die Ausgesteuerten werden vom Seco nicht erfasst, weil sie ausgesteuert wurden, und sie werden von der ILO-Statistik nur in sehr groben Konturen dargestellt. Mit der Folge, dass Politik und Wirtschaft keine konkreten Anhaltspunkte haben, was mit den Ausgesteuerten anzufangen sei. Sie verschwinden als amorphe, meist grauhaarige Menge in der Sozialhilfe. Solange es einfacher ist, Leute aus dem EU-Ausland zu importieren, wird sich daran vermutlich auch wenig ändern.

Registrierte Arbeitslose



QUELLE: Seco

Zunehmend: Guitausgebildete Erwerbslose.

Herbstveranstaltung

Samstag, 19. September 2015, 17.00 Uhr
Thurgauerhof - Weinfelden

Christoph Blocher

Würdigung dreier Persönlichkeiten aus dem Thurgau



Johann Konrad Kern
(1808 – 1888)
Redaktor unserer Bundesverfassung



Adolf Dietrich
(1877 – 1957)
Maler unserer Landschaft



© Staatsarchiv des Kantons Thurgau

Alfred Huggenberger
(1867 – 1960)
Dichter unserer Heimat

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Türöffnung: 16.00 Uhr - Beginn Vortrag: 17.00 Uhr
Eintritt frei - musikalische Umrahmung - im Anschluss wird ein kleiner Imbiss offeriert
Parkplätze vorhanden - fünf Gehminuten vom Bahnhof Weinfelden

Ausstellung von Originalwerken Adolf Dietrichs aus Privatbesitz

Projektverantwortlich: Verena Herzog, Nationalrätin



Sag mir, wo die Frauen sind

Jahrelang behaupteten Beziehungsexperten, Frauen seien ähnlich untreu und triebgesteuert wie Männer. Umfragen bestätigten den Befund. Die gehackten Benutzerdaten des Fremdgehportals Ashley Madison entlarven dies nun als grossen Schwindel. *Von Beatrice Schlag*



Manchmal geschieht es einfach so, ungeplant und unbedacht, weil es reizvoll ist.

Vermutlich lachten die meisten Frauen etwas dreckig, als die Nachricht kam: Ashley Madison, das Seitensprungportal mit dem Slogan «Das Leben ist kurz. Gönn dir eine Affäre» wurde gehackt. Mehr als dreissig Millionen Männer weltweit, die für Kontakte zu untreuewilligen Ehefrauen bezahlt hatten, sind seither mit Namen, sexuellen Vorlieben und teilweise mit Kreditkartennummer für jeden einsehbar im Internet aufgelistet. Noch viel ausgelassener wurde das weibliche Gelächter, als bekannt wurde, dass nur ein winziger Prozentsatz der weiblichen Ashley-Madison-Benutzer reale Frauen waren. Und selbst unter den wenigen waren kaum abwechslungsreiche Ehefrauen, sondern mehrheitlich Prostituierte. Die restlichen Frauen im Angebot waren frei am Schreibtisch erfunden worden und wurden mit irgendwelchen Bildern dargestellt.

Die Millionen Männer, die bei dem Portal nach willigen Sexpartnerinnen fahndeten, wurden vorwiegend mit E-Mails von Bots gefüttert und am Zahlen gehalten. «Bots» – von englisch «robots» – sind Computerprogramme, die automatisch sich wiederholende Aufgaben erledigen. Laut der *Gizmodo*-Bloggerin Annalee Newitz erstellte das Portal über 70 000 verschiedene weibliche Bot-Profilen, gegenüber einem paar Dutzend männlichen. Von den männlichen Benutzern von Ashley Madison hat demnach der überwiegende Teil mit einem Computer über heissen Sex und mögliche Treffen gechattet und dafür bezahlt. Von wegen Abermillionen heimlicher Seitensprünge!

Trotzdem: Man darf sich nicht ernsthaft ausmalen, welchen emotionalen Flurschaden das Hacking des Fremdgehportals in Zehntausenden von Familien angerichtet hat. An

der Vorstellung, dass seit Wochen weltweit Ehefrauen vom Computer oder von Bekannten erfahren, dass auch ihr Ehemann auf der Liste der Affärensucher stehen, ist gar nichts erheiternd. Aber es war auch nie erheiternd, zu denken, dass Fremdgehportale Millionen damit verdienen, liierte Menschen zum heimlichen und unverbindlichen Sexabenteuer anzuspornen, von dem der Partner nie erfahren sollte.

«Den Mut haben, als Singe zu leben»

Fast jede Frau kennt in ihrem weiblichen Umfeld zahlreiche weibliche Singles, die über Parship und andere Dating-Portale einen künftigen Partner kennenzulernen hoffen, für Sex, Liebe oder meistens für beides. Aber von keiner hörte man je, dass sie auch auf Ashley Madison Ausschau halte. War die Fantasie, dass sich Ehemänner dort lediglich heimliche

Seitensprünge erhofften, bei denen sich ausser Sex gar nichts ergeben durfte, zu wenig einladend? «Nichts gegen Männer, die sagen: «Es gibt zu viele attraktive Frauen da draussen, als dass ich mich für eine entscheiden könnte», sagte eine Freundin. «Aber dann sollen sie den Mut haben, als Singles zu leben. Nein, Familie wollen sie dann doch auch, ist ja an Weihnachten auch viel gemütlicher. Aber wenn es im Ehebett sexuell nicht mehr kribbelt, loggt man sich beim Seitensprungportal ein. Diese rückgratlose Doppelmoral ist etwas eklig. Das kann doch Frauen gar nicht anmachen.»

Kann es wirklich nicht? Seit Jahren steigen bei jeder Befragung die Prozentzahlen der Ehefrauen, die von sich sagen, sie seien schon fremdgegangen. Die Zahlen variieren je nach Befragung erheblich, zwischen zehn und fast dreissig Prozent. Sie sind mit grosser Vorsicht zu geniessen. Bekanntlich korrigieren bei keinen Umfragen Frauen und Männer die Wahrheit so bereitwillig, wie wenn es um Seitensprünge geht. Männer bezeichnen sich nicht ungern als untreu, solange sie anonym bleiben können. Frauen verschweigen tendenziell eher. Dennoch nähern sich die Umfrageergebnisse über Fremdgehen bei Mann und Frau seit Jahren immer mehr an.

Das grösste vorstellbare Jagdgebiet

Was wenig verlässliche Statistiken vermuten lassen, behaupten auch Psychologen und Paarberater in westlichen Ländern einhellig: In immer mehr Fällen, wo ein krisengeschütteltes Ehepaar Beratung sucht, ist der Auslöser nicht ein Seitensprung des Mannes, sondern einer der Frau. Wissenschaftler, die versuchen, die weibliche Lust zu ergründen, liefern für die Beobachtungen der Therapeuten immer plausiblere Gründe. «Frauen gelten als die geradezu natürlichen Verbündeten, die Hüterinnen, ja Verfechterinnen der monogamen Beziehung», schrieb US-Autor Daniel Bergner in seinem Bestseller «What Do Women Want?», «weil ihr Geschlecht angeblich rein biologisch zur Treue neigt. An dieses Märchen klammern wir uns.» Dabei zeigten wissenschaftliche Untersuchungen inzwischen eindeutig, dass «die Lust der Frauen meistens nicht von emotionaler Nähe und Geborgenheit abhängig ist».

Ein immer brüchiger werdendes Verhältnis zur Monogamie, eine zunehmende Unbekümmertheit in Sachen Untreue, egal, ob mit einem verheirateten oder ledigen Mann – wenn das tatsächlich die neue Realität vieler Frauen wäre, müsste ihre Nachfrage nach Ashley Madison beachtlich gewesen sein. Warum also hatte das Portal fast nur männliche Kundschaft, obwohl Frauen im Gegensatz zu Männern kostenlos mit Kontakten beliefert wurden? «Ashley Madison stellte das grösste vorstellbare Jagdrevier zur Verfügung», sagt der Berner Paartherapeut und Autor Klaus

Heer. «Das ist schon das halbe Vergnügen für den Mann. Der Jäger liebt den ungewissen Ausgang der Jagd; das Abenteuer ist ein bedeutender Teil seiner Sehnsüchte.»

Was nicht bedeute, dass der nackte Fleischsex der Inbegriff von hochkarätigen sexuellen Erlebnissen ist – auch für den Mann nicht: «Am liebsten würde er diese jägerischen Sehnsüchte in den eigenen vier Wänden mit der eigenen Frau befriedigen. Aber das geht nicht. Abenteuer und Vertrautheit schliessen sich brutal aus. Das nimmt er seiner Frau übel, dass er genital unbefriedigt bleiben muss. Und in der Sexnot frisst der Mann, was er bekommen kann: Porno, Prostituierte, Ashley Madison, eine Affäre.»

Prächtige Idee, grauenhafter Krampf

Ganz anders die erotisch-sexuellen Ansprüche von Frauen. «Die Frau verübelt ihrem Mann, dass sie in der Zweisamkeit nicht das Klima vorfindet, nach dem sie sich sehnt, um sexuell aufzublühen. Frauen verzichten schweren Herzens ganz auf genitalen Sex mit einem

«Die Paare muten einander so viel Offenheit zu, dass sie bald den Durchzug nicht mehr aushalten.»

Mann, wenn er für sie enttäuschend ist. Oder wenn er ihnen wie eine Faust aufs Auge des Beziehungsalltags vorkommt. Männer nehmen, was sie bekommen können. Offensichtlich ist dieses Vorgehen nicht nach dem Geschmack von Frauen. Wenn sie auf dem Trockenen sitzen und in Not kommen, ziehen sie sich eher zurück. Und werden unglücklich.»

Oder sie suchen sich einen Geliebten. Nicht einen Körper für Sex, sondern jemanden, der auch danach Freude an ihnen zeigt. Und macht, dass sie sich wieder lebendig fühlen und begehrt. Manchmal, das wird ihnen erst hinterher bewusst, soll der Geliebte auch nur helfen, das Durcheinander in ihrem Kopf zu klären, ob sie in ihrer Ehe bleiben oder die Trennung wagen sollen. Und manchmal passiert es einfach so, ungeplant und unbedacht, weil es reizvoll ist. «In letzter Zeit», sagt Heer, «tut sich die Ambivalenzschere in Bezug auf Liebe, Sex und Treue immer weiter auf. Die Liebe in ihrer romantischen Überhöhung besetzt mehr und mehr das ganze Denken. Gleichzeitig liebäugelt man im Lauf seiner Paargeschichte zunehmend unverhohlen mit unverbindlicheren Beziehungsformen. In allen Medien ist davon die Rede. Der Ton ist verführerisch, verharmlosend und naiv. Nicht nur Männer lassen sich davon anmachen.» – «Gönn dir eine Affäre.»

Warum nicht gleich eine offene Beziehung, in der man seine sexuellen Fremdadventure ohne schlechtes Gewissen geniessen kann, weil sie die Ehe nicht gefährden? «Soziale Treue»

nannte man das Modell, das im Sog der 68er Bewegung eine Weile propagiert wurde. Man blieb beieinander, war solidarisch, log nicht über Nebenbeziehungen und brachte die Kinder wie abgemacht morgens in den Kindergarten, auch wenn man grad erst aus dem Bett eines oder einer Geliebten gekrochen war. Für die, die es erlebt haben: Es war theoretisch eine prächtige Idee und praktisch ein grauenhafter Krampf, mit dem kaum einer umgehen konnte. Denn die schöne Theorie hatte unterschlagen, dass der Sexualtrieb von Paaren unterschiedlich ist. Ebenso ihr Erfolg beim anderen Geschlecht. Einer kam immer schlechter weg und litt fürchterlich. «Die Paare», sagt Heer, «muten einander so viel Offenheit zu, dass sie bald einmal den Durchzug nicht mehr aushalten.» Nicht zufälligerweise war das Modell nach ein paar Jahren in der Versenkung verschwunden. Es ist eine krasse Überforderung unserer emotionalen Fähigkeiten, weitaus heftiger als die Monogamie, an der doch bereits eine Mehrheit zu scheitern scheint.

Aber noch zeichnet sich nirgends eine lebbarere Form von Ehe- und Familienleben ab als die Monogamie. Und folglich nichts, woran wir uns heftiger klammern, obwohl eine Scheidungsrate von über vierzig Prozent ein katastrophaler Ausweis für ein gesellschaftliches Grundmodell ist. Solange Ehefrauen und Mütter finanziell abhängig waren, begegnete die Gesellschaft den Seitensprüngen ihrer triebgesteuerten Männer mit einer gewissen Nachsicht. Und die Ehefrauen hielten den Mund, weil sie keine andere Wahl hatten.

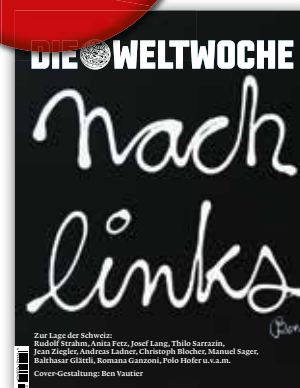
Der Flächenbrand ist häufig

Mit Berufstätigkeit und steigendem Selbstbewusstsein wuchs die Überzeugung der Frauen, dass sie mindestens so viel Lust und Recht auf ein frohes Sexualleben haben wie Männer, zu Hause und in fremden Betten. Das müsste der Monogamie theoretisch den Todesstoss versetzen. Denn jeder, der es erlebt hat, weiss, dass nichts zerstörerischer ist für eine Ehe als ein Seitensprung, der auffliegt. Und früher oder später fliegen fast alle auf. «Eine Affäre ist wie ein Spiel mit dem Feuer», schreibt der deutsche Paar- und Sexualtherapeut Ulrich Clement. «Ob die Flamme gleich erlischt, ob sie belebende Wärme ausstrahlt oder sich zum zerstörenden Flächenbrand ausweitet, weiss man am Anfang nicht, wenn man zündelt.» Der Flächenbrand ist häufig: Untreue ist der meistgenannte Scheidungsgrund in praktisch allen westlichen Ländern. Wenn es ansatzweise zutrifft, dass zu den in vielen Statistiken auf rund vierzig Prozent geschätzten männlichen Fremdgehern inzwischen rund zwanzig Prozent untreue Ehefrauen kommen, würde das ein konstantes Flammenmeer bedeuten. Etwas an dem Ausmass kann nicht stimmen. Wie die Frauenprofile bei Ashley Madison. ○

Vielfalt, die begeistert.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Ein unentdeckter Kontinent

Es gibt einige Missverständnisse bezüglich der Triebhaftigkeit von Mann und Frau. Wer sagt, dass Frauen immer erst emotionale Bindungen aufbauen müssen, um guten Sex zu haben?

Von Regula Stämpfli

Die Sexforscherin Meredith Chivers staunte nicht schlecht. Sie hatte ihren Probandinnen und Probanden unterschiedlichste Sexbilder vorgesetzt und gleichzeitig den Grad der Erregung in Vagina und Penis mittels einer technischen Vorrichtung gemessen. Die Männer reagierten vorhersehbar einfach: Heteros waren bei klassischen Pornoszenen mit einer und mehr Frauen sofort scharf, Schwule nur bei solchen mit Männern. Erektionsmessung und Selbsteinschätzung stimmten gut überein. Bei den Frauen hingegen passte überhaupt nichts zusammen. Zwar gaben Lesben an, nur bei lesbischen Szenen erregt zu werden, und Hetero-Frauen, nur bei solide kopulierenden Mann-Frau-Paaren, doch die Vagina sprach eine ganz andere Sprache. Frauen waren bei allen Bildern geil, sogar, halten Sie sich fest, bei kopulierenden Bonobo-Affen.

«Moment mal», ruft da der durchschnittliche Hetero-Mann: Es sei doch quasi wissenschaftlich belegt, dass Männer immer alles begatten wollten, was nicht bei drei auf dem Baum ist, wohingegen Frauen immer erst emotionale Bindungen aufbauen müssten, um zu kommen. Wo kämen wir hin, wenn das gerade andersrum wäre? «Ja, genau», ruft da die kluge Feministin dem verdutzten Pseudo-Alphamännchen zu: «Werfen wir doch mal einen ganz anderen Blick auf die herrschenden Zustände.»

Sähe die Gesellschaft anders aus, wären Frauen wohl diejenigen, die in der Gegend rumvögeln würden, während sich die Männer schwertäten, die wildgewordenen Weiber auch nur ansatzweise zu befriedigen. Die griechischen Mythen erzählen einiges zu Orgien, die dann im Laufe des Christentums sprichwörtlich verteufelt wurden (deshalb trägt der Teufel in Anlehnung an den potenten Satyr und an Dionysos auch einen Klumpfuss).

«Keine widersteht einem Fremden in der Bar»

Es war Michel Foucault, der in «Sexualität und Wahrheit» aufzeigte, wie stark gerade die intimsten Begegnungen von Menschen durch die bestehenden Institutionen und Autoritäten geformt und genormt werden – Sex ist nicht Natur, sondern vor allem Kultur. Deshalb konnten die Frauen im erwähnten Experiment das Undenkbare in ihrer Eigenbewertung nicht zulassen, nämlich die Idee, dass sie in Situationen heiss werden, die jenseits aller gesellschaftlichen Erwartungen liegen, wie beispielsweise als Lesbe einen grossen Porno-Penis attraktiv zu finden. Die Lust der Frau ist ein unentdeck-

ter Kontinent und erschüttert die Menschheit so tief, dass die schrecklichsten Macht- und Unterwerfungsmechanismen erfunden werden, um sie einzudämmen. So erzählen alle Frauenzeitschriften vom ewigen Leiden der Frauen, die von ihren untreuen Ehemännern verlassen, verraten und sitzengelassen wurden. Dabei kenne ich viele Frauen, die ihre Männer «betrügen», ohne dass diese es auch nur ansatzweise ahnen. Oder glauben die Kerle allen Ernstes, dass quasi hundert Prozent der fremdgehenden Männer alle bei dem einen Prozent Turbo-Nymphomaninnen landen?

«Keine widersteht einem Fremden in der Bar», sagte die grossartige Schauspielerin Fanny Ardant einmal auf die Frage, wie wichtig Treue für sie sei. Sie argumentiert – ähnlich wie viele, die ich kenne –, dass guter Sex vor allem mit dem Unbekannten zu tun hat. Treue spielt auf einer ganz anderen Skala. Bei der Treue geht es nicht nur linguistisch um Vertrauen, sondern darum, vom Nächsten nicht verleumdet und verraten zu werden. Auf eine Ehe übersetzt, bedeutet dies, dass Fremdgeher ihre Lebenspartner nicht gefühlsmässig betrügen, das heisst, die Ehefrau mit der Geliebten verwechseln, sie vergleichen und bewerten. Sex ist ein intimer Akt, der von denen, die ihn erleben, auch entsprechend intim behandelt werden sollte.

Die patriarchale Gesellschaft hat die Männer in die Position der Verfügung über Frauen getrieben. Die Frauen haben bis heute diese Unterwerfung nicht wesentlich kontern können. Um frei zu lieben, braucht es gesellschaftliche Anerkennung, finanzielle Sicherheit und Frieden. Diese bekommen die Frauen, indem sie ihre Lust dem herrschenden Bild unterwerfen und den Männern den Preis für ihre Entrechtung in einer ewigen Monogamie aufbürden. Dass in einem derartig verdammten Spiel alle verlieren, ist offensichtlich. Nähe beflügelt lebensnotwendiges Vertrauen, während das Fremdsein Sex und Begehren hervorruft. Statt dass sich nun die Frauen mit der Untreue ihres Partners rumschlagen, sollten sie sich eher auf ihre Lust konzentrieren. Sex und Liebe sind viel zu komplex, als dass man den geliebten Anderen und sich selber Normen unterwerfen sollte, die nicht die eigenen sind. Am Ende ist die Diskussion um Treue eine Farce. Sie dient nur dazu, das Chaos menschlicher Lust unter Kontrolle zu halten. Denn mit unerfüllter Lust und ungestilltem Begehren lässt sich eben viel mehr Geld verdienen als mit glücklichen, befriedigten Menschen. In diesem Punkt sind uns die Bonobos weit voraus.

Regula Stämpfli, 53, ist Politologin und Historikerin. 2013 erschien von ihr das Buch «Die Vermessung der Frau» im Gütersloher Verlagshaus.



In diesem Punkt sind uns die Bonobos weit voraus.

«Kleidung ist ein Aufputzmittel»

Jean Paul Gaultier ist als schüchterner Junge in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen und zu einem der einflussreichsten Modedesigner der Welt geworden. Den berühmten konischen BH für Popstar Madonna habe er schon mit dreizehn Jahren für seinen Teddybären entworfen. *Von Sven Michaelsen*

Im privaten Esszimmer im dritten Stock der Firmenzentrale in der Pariser Rue Saint-Martin serviert ein Leibkoch ein dreigängiges Mittagmenü. Obwohl die Gerichte Sterne-Niveau haben, isst Jean Paul Gaultier achlos wie ein Kind. Erst als zum Dessert ein Schokoladenkuchen gereicht wird, richtet sich seine Konzentration schlagartig auf den Teller vor ihm. «Mein Dämon heisst Zucker», sagt der 63-Jährige. Wenn er Kuchen sehe, verhalte er sich von einer Sekunde auf die andere wie ein Suchtkranker, dem Dutzende Therapien nicht helfen konnten.

Herr Gaultier, Sie reden stets wie ein zu Wort gewordenes Schlagzeugsolo. Warum?

Ich war ein einsames Einzelkind, das sich nur selten traute, den Mund aufzumachen. Deshalb habe ich einiges nachzuholen.

Was liess Sie einsam sein?

Ich war schrecklich schüchtern und gehemmt und glaubte, wegen meiner abstehenden Ohren so hässlich zu sein, dass ich als Freund niemandem zuzumuten sei. Beim Sport war ich wegen meiner schwächlichen Konstitution eine Blamage. Wenn beim Fussball die Mannschaften gewählt wurden, blieb ich immer als Letzter übrig. Bei der Mannschaft, die mich nehmen musste, ging ein Stöhnen durch die Reihen: «Nicht diese Sissy!» Auf dem Schulhof versuchte ich, mich unsichtbar zu machen, und zählte die Minuten, bis ich nach Hause durfte. Dort wurde ich von den Erwachsenen wie ein kleiner König behandelt.

Gab es ein Mittel gegen Ihre Einsamkeit?

Ja. Meine Rettung war Nana. So hiess mein über alles geliebter Teddybär. Damit unsere stundenlangen Gespräche meinen Eltern nicht so auffielen, flüsterten wir miteinander.

Sie sind in der Pariser Arbeitervorstadt Arcueil aufgewachsen. Ihr Vater war Buchhalter, Ihre Mutter Kassiererin in einem Restaurant. Wie kamen Sie in diesem Milieu auf die Idee, Couturier zu werden?

Die prägendste Figur meines Lebens war meine Grossmutter. Ich habe sie angebetet. Sie führte bei sich zu Hause einen Schönheitssalon und sagte ihren Kundinnen mit Tarotkarten die Zukunft voraus. Sie konnte hypnotisieren und heilte mit den magnetischen Kräften ihrer Hände. Bei ihr habe ich fast jedes Wochenende verbracht. Fast alles, was ich über die Mysterien der Frauenseele

weiss, habe ich gelernt, indem ich die Ratsschläge belauschte, die sie ihren Kundinnen zu Herzensangelegenheiten und Schönheit gab. Ich begriff, dass Kleidung ein Aufputzmittel sein kann, um das Selbstbewusstsein zu stärken und dem grauen Einerlei des Alltags zu entkommen.

Störte es die Frauen nicht, dass da ein Knirps rumsass und die Ohren spitzte?

Nein. Ich sass mucksmäuschenstill in einer Ecke und zeichnete. Nach ein paar Minuten war ich für die Frauen ein Möbel geworden. In meinen Zeichnungen gab ich ihnen ein glamouröses Leben. Aus abgearbeiteten Hausfrauen wurden traumschöne Wesen, die elegante Abendroben trugen und die unglaublichsten Frisuren hatten. Mein erstes Mannequin war mein Teddybär Nana. An ihm probierte ich meine Entwürfe in der Praxis aus. Ich bastelte Hunderte Kostüme für

«Dass mein Schwulsein kein Trauma wurde, verdanke ich meiner Grossmutter.»

Nana, färbte ihr Haar und schminkte sie mit Lippenstift und Rouge. Den berühmten konischen BH, den ich 1990 für Madonnas «Blond Ambition World Tour» entworfen habe, hatte ich mit dreizehn Jahren aus Zeitungspapier für Nana gebastelt.

Wann begriffen Sie, dass Sie schwul sind?

In meiner Pubertät. Als ich aus «Romeo und Julia» rauskam, war es Romeo, von dem ich Nacht für Nacht träumte. Dass mein Schwulsein kein Trauma wurde, verdanke ich ebenfalls meiner Grossmutter. Ich denke, sie wusste früher als ich selber, wie ich tickte.

Was gab Ihnen als Gymnasiast das Selbstbewusstsein, sich mit Modezeichnungen bei 27 Couture-Häusern zu bewerben?

Das Schlüsselerlebnis war die Strafaktion einer Lehrerin. Sie erwischte mich, als ich unterm Pult halbnackte Showgirls zeichnete, die ich am Abend zuvor bei meiner Grossmutter im Fernsehen gesehen hatte. Um ein Exempel zu statuieren, heftete sie die Zeichnung an meinen Rücken und liess mich durch alle Klassenräume der Schule gehen. Aber dieser Spiessrutenlauf hatte eine verblüffende Wirkung. Statt mich zu blamieren, erwarb ich mir den Respekt meiner Mitschüler. Alle wollten meine Zeichnungen sehen, und plötzlich war ich so etwas wie eine Persönlichkeit, auf die

man neugierig war – aus dem Fiasko war ein Triumph geworden. Mit meinem neuen Selbstwertgefühl traute ich mich, meine Zeichnungen auch meinen Eltern zu zeigen. Wie die Couturiers, von denen ich gelesen hatte, entwarf ich auf dem Papier zweimal im Jahr 300 Kleidungsstücke, die ich dann auf 80 reduzierte. Aus ihnen formte ich in meinem Kopf eine Haute-Couture-Show im Stil von Yves Saint Laurent und Christian Dior. Meine erste Kundin in der Wirklichkeit war meine Mutter. Das Kleid, das ich für sie entwarf, schneiderte eine Freundin von ihr. Als meine Mutter es anprobte, sah sie so stolz aus, dass ich vor Glück hätte platzen können.

Bekamen Sie eine Antwort auf Ihre 27 Bewerbungen?

Ja. Als ich an meinem 18. Geburtstag nachmittags um fünf von der Schule nach Hause kam, stand meine Mutter in der Tür und sagte, ein Mitarbeiter von Pierre Cardin habe angerufen. Ich solle noch heute kommen, Cardin erwarte mich zum Gespräch. Ich war so aufgeregt, dass ich meine Mutter bat, mich zu begleiten. Von der Sekunde an, als Cardin mir die Hand schüttelte, hatte mein Gedächtnis einen Blackout. Ich erinnere mich weder daran, was er anhatte, noch daran, was wir sprachen. Nur eine Frage blieb mir im Ohr: «Können Sie schon morgen bei uns anfangen?»

Was sagte Ihre Mutter?

Dass ich erst die Schule beenden sollte. Als ich protestierte, einigten wir uns darauf, dass ich ab sofort an den Nachmittagen für Cardin arbeitete. Dafür bekam ich 500 Francs im Monat. Eine Woche nach dem Treffen mit Cardin lud mich Louis Féraud zu einem Gespräch ein. Als er fragte, wie es um meine Zeit stünde, sagte ich, ich könne wegen anderer Verpflichtungen leider nur samstags für ihn arbeiten. Féraud riss die Augen auf und wies mit seinem Zeigefinger zur Tür. Dass ein 18-jähriger Grünschnabel ihm so eine Unverfrorenheit vorschlug, machte ihn fassungslos.

1974 schickte Sie Cardin für ein Jahr als seinen Statthalter auf die Philippinen. Sie waren 22 und hatten gerade Ihr Haar karottenrot färben lassen.

Zu meinen Aufgaben gehörte es, Imelda Marcos einzukleiden. Was ich für sie entwarf, sah schrecklich aus, denn ich war ein Autodidakt mit wenig Erfahrung als Massschneider. Trotzdem trug sie meine Kleider. Dieser schrecklichen Person ging es nur um das Label Cardin. Als sie von einer USA-Reise in ihren



«Mir fehlt alles, was einen guten Manager auszeichnet»: Mode-Ikone Gaultier, 63.

Palast zurückkehrte, warf sie Dutzende Pakete in die Luft und weidete sich am Anblick von dreissig Bediensteten, die darum kämpften, eines der Pakete zu fangen – ekelhaft!

Kurz nach Ihrer Rückkehr aus Manila lernen Sie Francis Menuge kennen, die – wie Sie sagen – Liebe Ihres Lebens.

Francis hatte sein Jura-Studium hingeschmissen und machte Schmuck aus Hightech-Materialien, aber die Verkaufszahlen waren deprimierend. 1976 taten wir uns zusammen und organisierten die erste Modenschau unter meinem Namen. Da wir kaum Geld hatten, wurde keiner unserer Mitarbeiter bezahlt. Als Models nahmen wir Freundinnen von uns. Als die Schau losging, verirrteten sich am Laufsteg neun Journalisten im Rentenalter. Wie sich herausstellte, lief zur selben Zeit das Defilee von Emmanuelle Khanh, die damals eine grosse Figur war. Bei uns sass nur die Journalisten, die für Khanh keine Einladung abbekommen hatten. Nach der Schau erwarteten sie die üblichen Cocktails, aber auch dafür hatten wir kein Geld gehabt. Diese Premiere schweisste Francis und mich zusammen. Meine Obsession war auch seine geworden. Es war, als hätten wir gemeinsam ein Kind geboren.

1983 steckten Sie Frauen in Korsetts, dadurch wurden Sie für Feministinnen zum roten Tuch.

Sie sahen in einem Korsett ein Symbol männlicher Repression: Frauen werden in etwas eingezwängt, damit Männer sich aufgeilen können. Für mich ist ein Korsett ein Tribut an die stärkste und eigensinnigste Frau meiner Kindheit: meine Grossmutter. Sie erzählte mir, dass in ihrer Jugend Frauen vor dem Anlegen des Korsetts einen Schluck Essig tranken, damit der Magen sich zusammenzieht. Von hinten schnürte dann jemand das Korsett zusammen. Mir schwebte eine Frau vor, die mit ihrer Rolle als Sexobjekt spielt und das Machtverhältnis der Geschlechter umkehrt. Sie spielt ein Pin-up-Girl, um allen zu demonstrieren, dass sie sehr, sehr grosse Eier hat. Die Erste, die das begriff, war Madonna, mein Lieblings-Macho. Zur Premiere von «Desperately Seeking Susan» trug sie 1985 ein Korsett von mir, das mit Blümchen verziert war.

1984 steckten Sie Männer in Röcke. Warum?

Warum nicht? Kleidung hat doch kein Geschlecht. Männer tragen seit Hunderten Jahren Sarongs und Kilts, und niemand wird behaupten, ein Samurai wirke effeminiert. Im Mittelalter galt es als Ausdruck phallischer Kraft, seine Waden zu entblößen. Ich wollte zeigen, dass auch ein Mann sich verführerisch anziehen kann.

Sie waren einer der letzten Couturiers, denen die Mehrheit an dem Modehaus gehörte, für das sie arbeiteten. Warum haben Sie

vor vier Jahren sechzig Prozent Ihrer Firma an den spanischen Konzern Puig verkauft, zu dem Marken wie Paco Rabanne und Nina Ricci gehören?

Hätte ich nicht verkauft, wäre ich heute tot, finanziell und physisch. Mir fehlt alles, was einen guten Manager auszeichnet, und den Boss zu mimen, liegt mir auch nicht. Ich habe nie wirklich begriffen, warum eine Firma wachsen muss, um nicht zu sterben. Ein guter Kapitalist wird jetzt den Kopf schütteln, aber die Wahrheit ist, dass meine Firma bis Anfang der neunziger Jahre kaum Gewinn gemacht hat. Statt die Welt mit Gaultier-Boutiquen zu überziehen, habe ich mich fast ausschliesslich um die Kollektionen gekümmert.

Der Markenwert von Chanel wird auf rund acht Milliarden Euro geschätzt. Wie viel Geld haben Sie für sechzig Prozent Ihrer Firma bekommen?

Mir wurde gesagt, es sei klug, diese Frage mit «Kein Kommentar» zu beantworten. Man sollte Bekanntheit nicht mit Grösse verwechseln. Verglichen mit Chanel ist Gaultier ein Spatzenschiss.

Christopher Bailey, der 44-jährige Chefdesigner und Vorstandschef von Burberry, verdiente im vergangenen Jahr elf Millionen Euro.

Herzlichen Glückwunsch. Wie schön für ihn. Aber ehrlicherweise sagt mir so eine Summe nichts, und denken Sie bitte nicht, ich machte einen Witz. Geld hat mich nie sonderlich interessiert. Ich verstehe Menschen nicht, die Kostbarkeiten anhäufen oder es erotisch finden, wenn Geld sich vermehrt. Ich habe ein kleines Haus in Paris und eins in Saint-Jean-de-Luz für die Ferien. Mehr Reichtümer besitze ich nicht. Wussten Sie, dass ich Probleme mit der französischen Steuerbehörde hatte?

Nein.

Ich habe von 2004 bis 2011 auch für Hermès gearbeitet. Als ich aufhörte, fragten Steuerbeamte, wie es sein könne, dass mein Gehalt bei Hermès höher sei als das, was ich in meiner eigenen Firma bekäme. Sie dachten, ich betrüge. Ich sagte ihnen, dass meine Firma pleiteginge, wenn ich mir mein Hermès-Gehalt zahlen würde. Hermès ist Goliath, Gaultier ist David.

Vergangenes Jahr erklärten Sie Ihren Rückzug vom Prêt-à-porter. Was waren Ihre Gründe?

Ich bin die Richtung leid, die unsere Branche genommen hat. Als ich anfang, war Mode noch keine Industrie. Man machte zwei Kollektionen im Jahr und lebte ohne Scheinwerferlicht. Selbst Coco Chanel und Yves Saint Laurent wurden auf der Strasse nicht erkannt. Die Defilees dauerten 45 Minuten statt wie heute acht Minuten. Seit ein paar Jahren ist es normal geworden, mindestens acht Kollektionen im Jahr zu entwerfen. Dieser Druck lässt einem keinen Freiraum für frische Ideen.

Sie kritisieren, dass Marketing inzwischen wichtiger sei als die Qualität einer Kollektion. Was genau meinen Sie damit?

Es geht mit den Journalisten los. Wenn früher der französischen *Marie Claire* eine Kollektion nicht gefiel, schrieb die Redaktion kein Wort, auch dann nicht, wenn der Designer ein grosser Anzeigenkunde war. Umgekehrt wurde ein guter Designer auch dann im redaktionellen Teil vorgestellt, wenn er keine Anzeigen schaltete. Heute ist beides undenkbar. Wer nicht im grossen Stil Anzeigen bucht, kommt nicht vor. Platzhirsche wie Prada, Chanel und Dior können sich aufwendige Schauen an Orten wie Palm Springs leisten und lassen auf ihre Kosten die tonangebenden Journalisten für vier, fünf Tage einfliegen. Im Gegenzug schreiben die Journalisten etwas ausgesucht Freundliches über die Kollektion. Deshalb müssen sie sich nicht wundern, dass ihr Einfluss geringer geworden ist. Für potenzielle Käufer ist heute viel wichtiger, welche Celebrity welches Label trägt. Aus diesem Grund tanzen uns viele Stars auf der Nase herum.

Inwiefern?

Bis Anfang der neunziger Jahre kamen Stars in meine Pariser Boutique, um Kleidung für ihre Auftritte zu kaufen. Dann begannen italienische Modefirmen, die Welt auf den Kopf zu stellen. Sie schickten zehn Leute mit Kleidern nach Los Angeles, um einen Star für seinen Auftritt auf einem roten Teppich einzukleiden. Das Kleid bekam der Star selbstverständlich gratis. Inzwischen geht die Perversion noch weiter: Stars lassen sich von verschiedenen Designern eine Auswahl von Kleidern schicken, die sie oft auch dann behalten, wenn sie sie nicht tragen. Mit Topstars schliesst man Verträge, die sie für viel Geld verpflichten, die Kleider eines bestimmten Designers zu tragen. Ich mache bei diesem Rattenrennen nicht mit, weil mich die alten Zeiten verdorben haben.

Sie machen seit diesem Jahr nur noch Haute Couture, aber die ist in aller Regel ein Verlustgeschäft. Was lassen Sie sich Ihr Vergnügen kosten?

Wir sind kurz davor, keine Verluste mehr zu machen, aber wichtig ist das nicht. Haute Couture ist Werbung für den eigenen Namen, ein Vehikel, um Parfüm und Accessoires zu verkaufen. Da liegt das grosse Geld.

Wie viele Kundinnen im Jahr brauchen Sie, um keine dramatischen Verluste zu machen?

Etwa 75. Im Grand Palais in Paris gab es dieses Jahr eine Gaultier-Retrospektive, die auch nach Deutschland kommen wird. Die Schau zeigt, was ich in den letzten vierzig Jahren gemacht habe. Eine Besucherin aus China rief bei uns an und orderte Kopien von zehn Haute-Couture-Kleidern, die sie im Grand Palais gesehen hatte. Ihr Mann und ihre Schwestern wollen ebenfalls Bestellungen

gen aufgeben. Das ist ein Fünftel des Umsatzes, den ich im Jahr brauche.

Was kostet bei Ihnen ein Haute-Couture-Kleid im mittleren Preissegment?

Etwa 45 000 Euro.

Ihr deutscher Kollege Wolfgang Joop sagt gern mit Pathos, nur ein grosser Schmerz gebäre eine grosse Karriere. Macht einen die Modeszene krank, oder muss man eine kranke Seele haben, um ein erfolgreicher Couturier zu werden?

Vielleicht ist es ja Ausdruck einer besonders schweren Krankheit, aber mich haben solche Fragen nie beschäftigt. Wenn mir Drogen angeboten werden, lehne ich dankend ab, weil ich mich darauf freue, mich am nächsten Morgen mit frischem Kopf in die grösste Leidenschaft meines Lebens zu stürzen. Ich habe mit nichts angefangen, trotzdem war die Mode zu mir immer wie eine Mutter, die ihr Kind sehr, sehr liebt. Über welchen Schmerz sollte ich also klagen?

Der Sänger Boy George sagt über Sie: «Ich habe im Showbusiness nur zwei Menschen erlebt, die nett sind und von allen gemocht werden: Dolly Parton und Jean Paul Gaultier.» Ist Ihre Freundlichkeit Pose oder Natur?

Ich bin ein kindlicher Erwachsener, weil ich in meiner Kindheit nicht richtig Kind war. Ich hatte keine Freunde und war deshalb nur von Erwachsenen umgeben. Humor und Selbstironie habe ich erst entwickelt, als ich zu glauben begann, ein guter Couturier zu sein. Da war ich schon Mitte zwanzig. Ich denke, es ist meine kindliche Seite, die mich davor bewahrt, bitter und gemein zu werden oder einen Kult um meine Person zu zelebrieren. Sie werden in meiner Firma keine Bilder finden, die berühmte Fotografen von mir gemacht haben.

Sie rauchen nicht und trinken in Massen. Gibt es in Ihrem Leben einen Dämon?

Leider ja. Mein Dämon heisst Zucker. Wenn ich Kuchen sehe, verhalte ich mich von einer Sekunde auf die andere wie ein Suchtkranker, dem Dutzende Therapien nicht helfen konnten.

Was haben Sie falsch gemacht, dass man Sie mit 63 Jahren immer noch ein Enfant terrible nennt, ein schreckliches Kind?

Dieses Image war von Anfang an ein Missverständnis. Um der Provokation willen zu provozieren, finde ich lächerlich. Meine Eltern waren liebevoll und tolerant und gaben mir nie Grund, zu rebellieren. Warum hätte ich mich also wie ein schreckliches Kind aufführen sollen? Im Kern bin ich jemand, der ständig fragt: «Warum?» Wenn jemand sagt, etwas sei schön, stelle ich mir die Frage, ob nicht das Gegenteil zutrifft. Eine Konservenbüchse ist für konventionelle Augen eher hässlich, für unvoreingenommene Augen kann sie eine

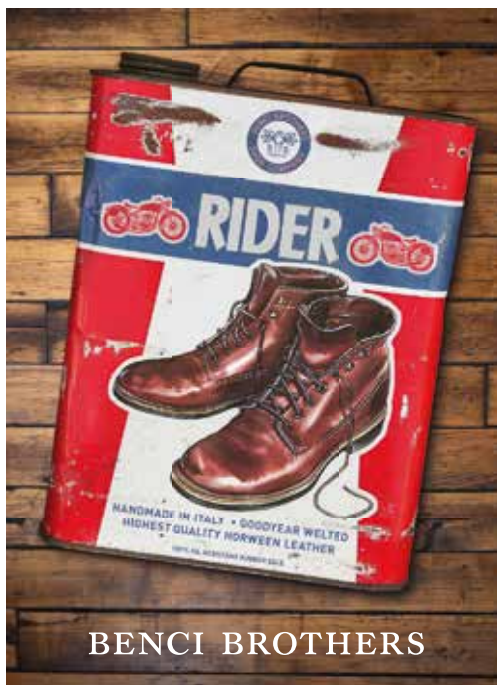
Schönheit sein, aus der man tolle Armreifen machen kann. Man kann aus einem Duschschauch einen Gürtel machen oder aus einem Tee-Ei einen Ohrhänger. Bei allem, was vor meinen Augen auftaucht, prüfe ich, ob ich es für meine Mode verwerten kann. Der Knotenpunkt meiner Leidenschaften liegt in meinen Augen.

Was überwiegt an Ihren Geburtstagen: das Glück, gefeiert zu werden, oder die Scham, zu altern?

Wenn es Kuchen gibt, überwiegt die Freude.

Wofür fühlen Sie sich zu alt?

Ich mag nicht mehr über meine Haarfarbe lügen, deshalb bin ich neuerdings naturgrau auf dem Kopf. Das Bleichen war eine Höllenqual. Die Kopfhaut brannte wie Feuer. Für SMS und Computer fühle ich mich auch zu alt. Ich habe noch nie eine E-Mail geschrieben oder etwas gegoogelt. Es wäre



auch gar nicht gut, mich in die Nähe eines Computers zu lassen, denn alle technischen Geräte, die ich berühre, gehen im selben Moment kaputt. Vielleicht ist der Heilmagnetismus, den meine Grossmutter praktizierte, in umgekehrter Weise auf mich übergegangen. Den Führerschein werde ich auch nicht mehr machen. Es würde Tote geben, wenn man mich ans Steuer liesse. Ich achte im Strassenverkehr so ziemlich auf alles, nur nicht auf Autos.

Würden Sie sich noch ähnlich sehen, wenn Sie so aussähen, wie Sie möchten?

Ja. Nur mein Bäuchlein ist ein kleines Problem. Ich esse zu viel. Ich müsste mehr spazieren gehen.

Einige Ihrer Kollegen sehen ungeschminkt aus wie Jabba the Hutt. Wie viele Gesichtscremes mit der Aufschrift «Repair» stehen in Ihrem Badezimmer?

Gesichtscremes sind langweilig, weil sie keine Wirkung haben. Ich dusche morgens, und das war's. Gesünder für die Haut wäre es, nur jeden zweiten Tag zu duschen, aber so weise bin ich noch nicht.

Sex?

Ist dann nicht langweilig, wenn er dem Anspruch gerecht wird, den die Fantasie an ihn stellt. Oft reicht es, mir Sex nur im Kopf vorzustellen.

Tom Ford sagt, er trage nie Unterwäsche. Andreas Kronthaler, der Ehemann von Vivienne Westwood, wählt seine Unterwäsche passend zum Anzug. Wie halten Sie es?

Ich liebe klassische weisse Unterhosen mit Kängurutasche. Wichtig ist, dass kein Label zu sehen ist. Das wäre ordinär.

Altern Ihre Gefühle mit Ihnen, oder wissen Sie noch, wie es sich anfühlte, zum ersten Mal verliebt zu sein?

Das weiss ich leider noch sehr genau. Nichts in meinem Leben schmerzt mehr als diese Erinnerung.

Nachdem sie fünfzehn Jahre lang ein Paar gewesen waren, starb die Liebe Ihres Lebens, Francis Menuge 1990, an Aids.

Als Francis nach zwölf qualvollen Monaten starb, wollte ich mit der Mode aufhören. Es kam mir wie Verrat vor, ohne ihn weiterzumachen. Es war aber sein Wunsch, dass ich unseren Weg allein weitergehe.

Lagerfelds grosse Liebe Jacques de Bascher starb 1989 ebenfalls an den Folgen von Aids. Seither lebt Lagerfeld allein. Wie ist es bei Ihnen?

Es hat fünfzehn Jahre gedauert, bis ich wieder verliebt war. Seit acht Jahren habe ich einen festen Freund. Er lebt aber die meiste Zeit in Griechenland. Ich weiss auch gar nicht, ob ich jeden Tag die Hautnähe eines anderen Menschen ertragen würde. Wenn man mich fragt, ob ich einsam bin, sage ich immer: «Ich habe meinen Beruf, und ich habe Linda.»

Linda?

Ja, wie Linda Evangelista. Linda ist meine Siamkatze. Sie hat wunderschöne blaue Augen, und ihr Fell hat die Farbe von Cappuccino. Ich mag Katzen, weil sie nicht wie Kinder sind. Sie geben dir Raum, allein zu sein. Als Einzelkind war ich ans Alleinsein gewöhnt, inzwischen brauche ich es. Niemanden um mich zu haben, gibt mir die Möglichkeit zu zeichnen, wann ich will – und eine Katze hat die Fähigkeit, ein Niemand zu sein.

Wer hält Ihre Hand, wenn Sie sterben?

Freunde – falls ich dann noch welche habe.

Ist kindliche Einsamkeit, genau wie Schüchternheit, etwas, was man im Leben nie richtig überwindet, egal, wie erfolgreich man wird?

Ich fürchte, das ist so. Aber lassen Sie uns jetzt lieber ein Stück Kuchen essen.

Die Gaultier-Schau «From the Sidewalk to the Catwalk» ist vom 18. September 2015 bis zum 14. Februar 2016 in der Kunsthalle München zu sehen.



Prinzip Hoffnung: «Centro di Permanenza temporanea», Foto von Adrian Paci.



Stil & Kultur

Grenzfrage

Von Daniele Muscionico

Man steht davor oder dahinter. Entweder-oder, das ist die Natur von Grenzen. Es gibt ein Hier und ein Dort, und allermeistens gibt es auch ein Richtig und ein Falsch.

Der Begriff der Grenze ist der Begriff der Stunde. Richtig? Falsch! Der Begriff der Grenze ist nicht nur in den nächsten Wochen, sondern womöglich in den nächsten Jahren ein Streitpunkt, an dem sich die Welt scheidet. An dem Geschichte neu geschrieben und Zukunft möglich wird. Oder alte Geschichten wiederholt werden.

So allgemein, so banal. Und dann gibt es dieses Bild. Vielleicht ist es nicht das Bild zur Stunde, aber es ist ein Bild, das für sich spricht. Es geht um Menschen. Menschen auf einem Rollfeld, auf einer Gangway – wohin wollen sie? Ihr Wunsch braucht keine Worte, und doch ist uns mit einem Blick klar, was ihre Absicht ist. Nur weg! Es sind junge Männer, sie stammen aus Mexiko oder einem anderen lateinamerikanischen Land. Sie scheinen ziellos und ohne Aussicht. Denn das, worauf sie warten, ist nirgendwo in Sicht. Oder hat ihr Flugzeug bereits die Rollbahn verlassen und hebt ab, während sie am falschen Ort auf eine Maschine hoffen?

Das Bild ist Teil einer Videoarbeit des Künstlers Adrian Paci. Er stammt aus Albanien und hat mitsamt seiner Frau und seiner kleinen Tochter sein Land während der bürgerkriegsähnlichen Unruhen 1997 verlassen. Heute lebt die Familie in Mailand, und Paci ist es geglückt, das Thema seiner Migration im weitesten Sinne für ein erfolgreiches und international anerkanntes Kunstschaffen fruchtbar zu machen. Paci gilt heute als wichtigster albanischer Gegenwartskünstler. Ist es zynisch, dass die Deutsche Bank an ihrem Hauptsitz in Frankfurt je eine Etage ihrer Türme Pacis Bildern gewidmet hat? Und wenn ja, wo würden seine real existierenden Migranten, Flüchtlinge und Wanderarbeiter ein angemesseneres Umfeld finden?

Die Sache mit der Grenze ist ein Paradox: Unsere Zeit anerkennt Grenzen idealerweise nur als virtuelle Größen. Die Welt sei ein globales Dorf, Mobilität ein Naturgesetz und Ökonomie eine flotte Sache, weil endlich alle Hemmnisse abgeschafft seien – aber: Für gewisse Menschen ist die Grenze eben jetzt eine neue Realität. Wer heute in Goethes Frage: «Wie hältst Du's mit der Religion?» «Religion» durch «Grenze» ersetzt, liegt so falsch nicht. Die Grenzfrage ist zur Gretchenfrage geworden.

Triennale der Photographie, Hamburg 2015, Hamburger Kunsthalle: «The Day Will Come When There Is Hope», eine Ausstellung über Identität und Emigration, mit Werken u. a. von Adrian Paci. Bis 13. September.

Einmal Hölle und zurück

Zum Tode verurteilt, verfasste Dante Alighieri seine grössten Werke. Der vor 750 Jahren geborene Dichter beschreibt eine Welt der Grausamkeit, die einem höchst bekannt vorkommt.

Von Oliver vom Hove

Am Ursprung eines Meisterwerks steht eine Katastrophe. Der Verlust von Frieden, Heimat, Liebe, Lebenssicherheit vermag eine solch ertragreiche Erschütterung auszulösen, ebenso das Zerbrechen vertrauter persönlicher oder staatlicher Ordnungen. Bei Dante Alighieri, dem grössten Dichter des Mittelalters, war es ein über ihn verhängtes Todesurteil, das ihn aus der geliebten Heimatstadt Florenz vertrieb. Es wurde eine Flucht, von der es zu Lebzeiten keine Rückkehr mehr gab.

In der «Infamie des Exils», wie er es nannte, entsann sich der Verzweifelte seines literarischen Wissens, vor allem aber seines dichterischen Könnens. Als unverlierbares Gepäck hatte der unfreiwillige Wanderer neben seiner angestammten Sprache nur seine tiefen Kenntnisse der antiken Überlieferung sowie der zeitgenössischen Natur- und Moralphilosophie bei sich.

Der «unverdienten Verbannung» musste ein Werk abgerungen werden, das sich in seinem Universalanspruch auf Welt- und Heils-erklärung mit den grossen Epen der griechischen und der römischen Literatur, die ihm vertraut waren, messen konnte. Der Beginn seiner grossen Versdichtung zeigt an, aus welcher existenziellen Sinn- und Glaubenserschütterung heraus er den Ausbruch wagte: «In der Mitte meines Lebens fand ich mich in einem finsternen Wald wieder, denn der gerade Weg war verloren.»

Schmachvolle Niederlage

Wie war es so weit gekommen? Dante, Mitglied einer sehr alten Florentiner Familie, hatte sich in seiner Stadt früh politisch betätigt. Bereits mit 35 Jahren war dieser Homo politicus eines der sechs Mitglieder jenes Priorats geworden, das zu dieser Zeit die absolute Macht im Staat innehatte. In dieser herausgehobenen Stellung liess er sich dazu hinreissen, aktiv in den gnadenlosen Parteienkampf zwischen den kaisertreuen Ghibellinen und den papsttreuen Guelfen einzugreifen, wobei die guelfische Partei ihrerseits in die verfeindeten Fraktionen der «Weissen» und der «Schwarzen» zerfiel. Dantes beherzter Einsatz für die «Weissen», die für die Unabhängigkeit der Stadt gegenüber der Macht des Vatikans eintraten, endete mit einer schmachvollen Niederlage. Die Toskana wurde dem Kirchenstaat einverleibt, und die «Schwarzen» rächten sich an ihren Gegnern, indem sie deren Besitz in der Stadt konfiszierten.



«Der gerade Weg war verloren»: Dante Alighieri.

Dante, der sich ausserhalb von Florenz aufhielt, wurde gemeinsam mit vierzehn anderen «Weissen» in Abwesenheit zum Tod durch Verbrennen verurteilt.

In der Emigration war er vorerst desperat und ohne Hoffnung. «Es treibt mich Angst vor der Ehrlosigkeit und das Verlangen, Erkenntnis zu verbreiten, zu der nur ich gelangen konnte», bekannte er. Im weltumspannenden Entwurf seiner Versdichtung sollte das ihm aufgebürdete Schicksal durch die Vision einer höheren Gerechtigkeit gutgemacht werden. Sein Florentiner Landsmann und erster Biograf Boccaccio beschrieb ein halbes Jahrhundert später Dantes Vorsatz treffend: «In seinem fünfunddreissigsten Lebensjahr begann er mit der Ausführung dessen, worüber er zuvor gesonnen hatte, nämlich das Leben der Menschen nach Verdiensten zu geisseln und zu belohnen, je nach seiner Verschiedenheit. Dieses aber teil-

te er in drei Bücher ein, da er wusste, dass es von dreierlei Art war, nämlich lasterhaft, oder sich von den Lastern lossagend und zur Tugend schreitend, oder tugendhaft; und er unterschied das wunderbarlich in einem Band, den er als Ganzes «La Commedia» nannte.» Die drei Bücher, die erst durch Boccaccio den Titel «Göttliche Komödie» erhielten, heissen demnach «Inferno», «Purgatorio» und «Paradiso». Sie markieren die Aufenthaltsorte einer Erkundungsreise in die Abgründe der menschlichen Verwerflichkeit und ihrer Bestrafung, aber auch hin zur Erlösung: «Hölle», «Läuterungsberg», «Paradies».

Dante wählte für sich und sein erzähltes Pilger-Ich Vergil zum Gefährten. Damit vertraute er sich nicht nur dem bedeutendsten Dichter des lateinischen Altertums und dem gründlichsten Vermittler des antiken Kanons an, sondern auch dem ahnungsvollen Vorausdeuter

des Christentums inmitten einer Hochphase des römischen Weltreichs. Der aus dem nahen Mantua stammende Vergil hatte in seiner «Aeneis» das grosse Vorbild Homer mit dessen Epen «Ilias» und «Odyssee» weiterentwickelt und die aus dem Sendungsbewusstsein des Helden erwachsende Selbstfindung gestaltet. Nicht von ungefähr wurde die «Aeneis» das meistgelesene Buch des gesamten Mittelalters.

Auch für Dante war es das massgebliche Vorbild: Ihm verdankt er das Motiv der Unterweltfahrt, wie sie Vergils Aeneas unternahm. Nur dass bei dem christlichen Dichter, der Hölle, Erde und Himmel in einem heilsgeschichtlichen Rettungsplan vereint sieht, das universale Epos keiner Tragödie unterworfen ist, sondern bei aller Tragik der Einzelschicksale das anagogische Gegenteil darstellt: ein figurales Schauspiel, das im christlichen Sinn Komödie genannt werden kann.

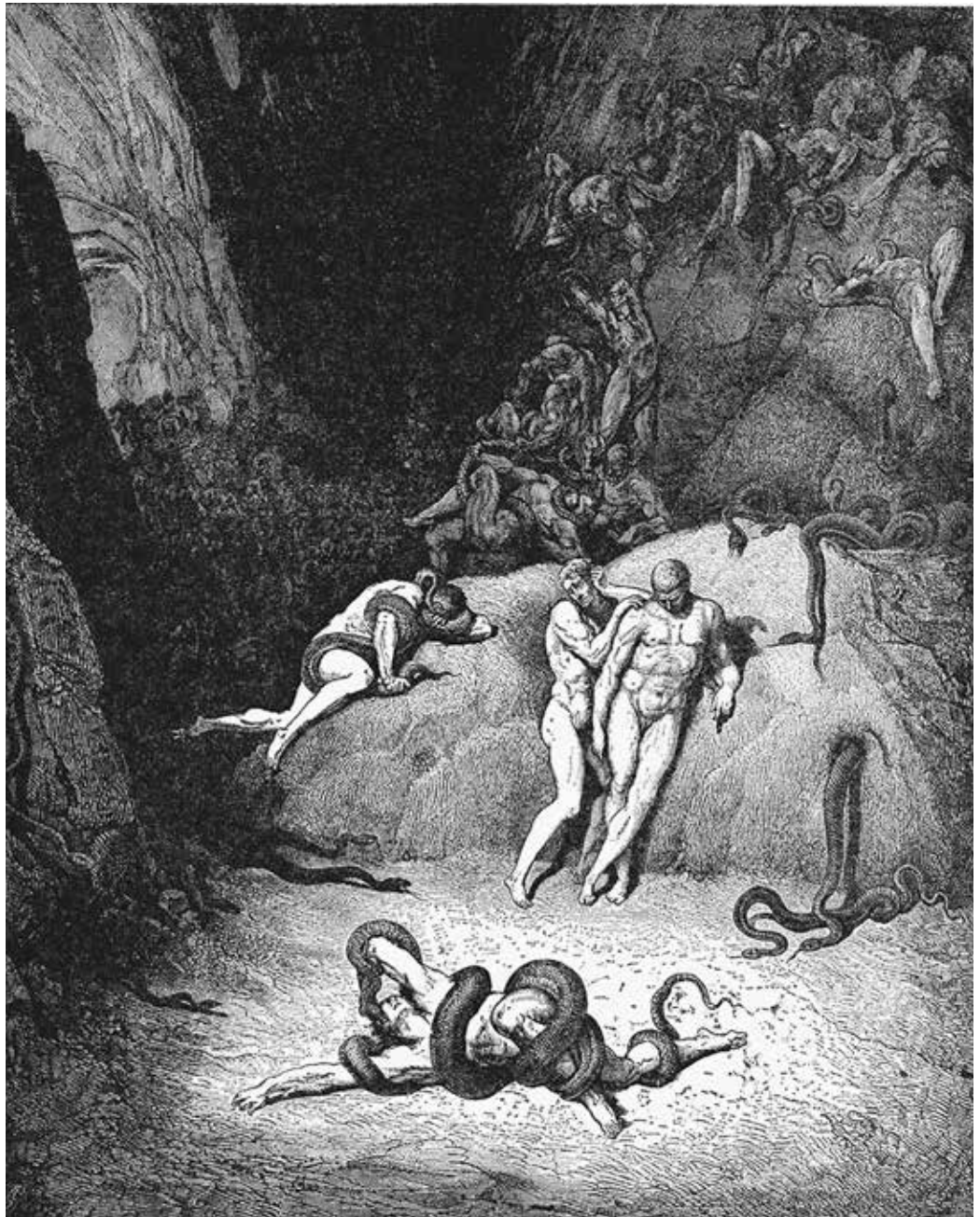
Die drei Jenseitsreiche werden in jeweils 33 Gesängen beschrieben, in sogenannten Terzinen, dreizeiligen Strophen in Kettenreimen. Auf Deutsch haben sich neuerdings die Prosaübersetzungen durchgesetzt, jüngst in einer sehr frischen, gutkommentierten Form des Romanisten Hartmut Köhler.

Beginn der italienischen Literatur

Von jeher faszinierte der Höllengang der beiden Pilger die Dante-Leser am meisten. Hier steigert sich der frappant frische Realismus von Dantes poetischer Imagination zu den eindringlichsten Bildern von Folter und Qual, Schauer und Schrecken. Die Hölle, das ist für diesen Dichter nichts weniger als «der Schmerzenstrichter, in den alles Unglück der Welt hineingestopft ist». Neun aufeinanderfolgende Kreise führen immer tiefer hinab in Elend und Entsetzen. Überall stöhnen, schreien, weinen die Verstorbenen. Dauernd trifft man auf sie. Man kann sie *de profundis* klagen und anklagen hören. Man hört und sieht sie, die Augen sind dafür weit offen, können sich nicht abwenden.

Ständig wechselt das Personal. Die Jenseitswanderer treffen auf Figuren aus der Mythologie und Literatur ebenso wie auf Gestalten aus der toskanischen Geschichte und aus Dantes Gegenwart. Kaum in der Unterwelt, wird der Dichter denn auch gleich erkannt. «Ich weiss ja nicht, wer du bist, und auch nicht, wie du hier / herunterkommen konntest; doch Florentiner scheinest du / mir wahrhaftig, wenn ich dir zuhöre», spricht ihn einer der schlimmsten Sünder an. Dante wird verstanden, weil er Toskanisch spricht – denn das ganze Werk ist in der Volkssprache geschrieben. Damit beginnt die italienische Literatur: ein Entschluss, mit dem Dante die allgemeine Verständlichkeit seiner Dichtung anstrebte (besonders für die vom Latein ausgeschlossenen Frauen!) und den er in der Schrift «Über die Beredsamkeit der Volkssprache» auf Lateinisch begründete («*Devulgari eloquentia*»).

>>>



Erkundungsreise in die Abgründe der menschlichen Verwerflichkeit: Agnello wird zur Schlange.



Vision einer höheren Gerechtigkeit: Dante und Vergil und die Leidenden im ewigen Frost.

Mit unverkennbarer Genugtuung nimmt der aus Florenz Verstossene im «Inferno» die Gelegenheit wahr, mit seinen Übeltätern abzurechnen: «Die rücksichtslosen Übergriffe, hier werden sie gebüsst». («Inferno», XII, 105.) Gleich fünf Päpste lässt er in Pech und Schwefel schmoren. Überhaupt nimmt im Abgang durch die Etagen des Höllentrichters die Schwere der anschaulich gemachten Sünden wie der Strafen zu. «Das Jenseits wird zum Theater des Menschen und seiner Leidenschaften», schrieb der Romanist Erich Auerbach.

Der gefrorene Zustand

Das vordringliche Laster, dessen der Dichter die in die Unterwelt verbannte irdische Gesellschaft anklagt, ist neben der Masslosigkeit von

Im Leben blieb Dante die Tragik, die er literarisch zu überwinden vermochte, nicht erspart.

Völlerei, Wollust und Verschwendung die Habgier, modern gesagt: die ungezügelter Konsum- und Erwerbssucht, verteilt auf Waren- und Finanzmärkte. Im «Purgatorio» wird der Vorwurf fest umrissen: «Da eure Begierden sich auf Dinge richten, von denen viele etwas wollen, sodass der Anteil des Einzelnen immer kleiner wird, bläst der Neid den Blasebalg zu eurem Stöhnen» («Purgatorio», XV, 49–51.) Diese vom Laster des Neids angetriebene Gier entfesselt in Dantes Sicht jene Leidenschaften, die zu fortwährenden Kämpfen, Kriegen, zerstörerischem Unfrieden führen.

Am Ende der Hölle mit ihren vielen kochend-heissen Strafen wartet die Gegenwelt zur Hitze: der gefrorene Zustand. Dort, im ewigen Eis, frieren die schlimmsten Volksverderber: die Verräter. Sie, die Betrüger des Wortes, haben der Sprache Gewalt angetan, zum Schaden des Gemeinwesens. Das dicke Eis des Höllentpfeils Kokytos, in dem sie feststecken, wird mit dem Eispanzer der Donau verglichen («Eine so feste Decke hat im Winter auch der Lauf der Donau in Österreich nicht», «Inferno», XXXII): ein Beispiel nur für Dantes fortwährend aus den Realien der sinnlich fassbaren Welt gespeiste Bilder- und Metaphernsprache.

So universell Dantes Themen wie Liebe, Frieden, Schuld, Rache, Sühne und Erlösung sind, als so fatal unüberwunden erweisen sich die von ihm heraufbeschworenen Bilder von Gewalt, Grausamkeit und blutrünstiger Verfolgung gerade jüngst wieder. Mit einem Mal öffnen sich inner- und ausserhalb unseres gelobten Landes Europa wieder viele Höllenschlünde und speien Menschenschinder aus, Glaubenskrieger, Terrormörder, Schlächter, Judenfeinde und andere Rassisten.

Die Schreckenswanderung von der Hölle über das Läuterungsgebirge bis ins Paradies stellt eine Initiation dar. Die Reise wird zum



«Die rücksichtslosen Übergriffe, hier werden sie gebüsst»: Fegefeuer und Paradies.

Abenteuer der Selbsterforschung und schliesslich der Selbstüberwindung. «Wer hat euch geführt, oder was hat euch geleuchtet, als ihr aus der finsternen Nacht herausfandet, die doch allezeit den Höllenort in Dunkel hüllt?», wird der Pilger gleich bei der Ankunft im Purgatorium gefragt («Purgatorio», I, 42–45). Dort, am Ende seines Aufstiegs auf den Läuterungsberg, findet er die Antwort in Gestalt seiner Jugendgeliebten Beatrice, der er einst nach ihrem Tod in der Minnedichtung «Vita Nova» gehuldigt hatte. Auch hier, am Eingang zum Paradies, wird die Rettung ganz der Kraft der Liebe überantwortet, in einer überschüssig bildmächtigen Apotheose. So führt die Jenseitsfahrt durch neun Sphären der Seligkeit am Ende, im Empeyrum, zu Auferstehung und Verklärung. Die Welt des Sichtbaren wird überstrahlt von der Lichtquelle einer unsichtbaren Energie: «Die hohe Phantasie, hier verliess sie die Kraft. Doch nunmehr bewegte mich Wunsch und Wollen, wie ein Rad, das im Gleichmass bewegt wird, die Liebe, die auch die Sonne bewegt und die anderen Sterne» («Paradiso», XXXIII, 141–145.)

Unbesonnene Demütigung

Im Leben blieb Dante die Tragik, die er literarisch zu überwinden vermochte, nicht erspart. Zwei Jahrzehnte lang suchte er, vielfach gekränkt, Asyl an verschiedenen oberitalienischen Höfen. Unbeirrt wies er 1315 das Florentiner Angebot einer Begnadigung unter der Bedingung eines Schuldeingeständnisses und einer Geldstrafe zurück. In einem Brief an einen Freund daheim schrieb er:

«Fern sei von einem mit der Philosophie vertrauten Mann die unbesonnene Demütigung eines irdisch gesinnten Herzens, dass er nach Art eines Ehrlosen, gleichsam in Fesseln, es

«Was er sucht, ist Freiheit, die doch so teuer ist, wie jeder weiss, der für sie das Leben verschmäh hat.»

ertrüge, sich zu Busse zu stellen! Fern sei es von einem Mann, der die Gerechtigkeit predigt und der Unrecht erduldet, dass er, der Beleidigte, seinen Beleidigern, als wären es seine Wohltäter, Geld zahle!»

Geboren in Florenz zwischen Mitte Mai und Mitte Juni 1265, wahrscheinlich am 30. Mai, starb Dante 1321 in Ravenna, vermutlich an Malaria, die er sich in Venedig zugezogen hatte. Im «Purgatorio» hatte er sich selbst das Epitaph geschrieben: «Was er sucht, ist Freiheit, die doch so teuer ist, wie jeder weiss, der für sie das Leben verschmäh hat» (I, 71–72).

Dante: «La Commedia»/«Die Göttliche Komödie». Italienisch/Deutsch. Übersetzt und kommentiert von Hartmut Köhler. Reclam, 2012. 2080 S., Fr. 129.–

Karlheinz Stierle: «Dante Alighieri. Dichter im Exil, Dichter der Welt». C. H. Beck, 2014. 236 S., Fr. 31.90

William Blake: «Die Zeichnungen zu Dantes Göttlicher Komödie». Hg. v. Sebastian Schütze und Maria A. Terzoli. Taschen, 2014. 324 S., Fr. 128.–

Stefana Sabin: «Dante auf 100 Seiten». Reclam. 103 S., Fr. 8.40

WW MAGAZIN



Die nächste Ausgabe liegt der WELTWOCHEN
vom 17. September bei

Top 10

Knorr's Liste

1	La isla mínima	★★★★★
	Regie: Alberto Rodriguez	
2	Still the Water	★★★★☆
	Regie: Naomi Kawase	
3	Härte	★★★★☆
	Regie: Rosa von Praunheim	
4	Straight Outta Compton	★★★★☆
	Regie: F. Gary Gray	
5	The Second Mother	★★★★☆
	Regie: Anna Muylaert	
6	Mission: Impossible 5	★★★★☆
	Regie: Christopher McQuarrie	
7	Knight of Cups	★★★☆☆
	Regie: Terrence Malik	
8	Southpaw	★★★☆☆
	Regie: Antoine Fuqua	
9	The Man from U.N.C.L.E.	★★★☆☆
	Regie: Guy Ritchie	
10	Me and Earl and the Dying Girl	★★★☆☆
	Regie: Alfonso Gomez-Rejon	

Kinozuschauer

1 (1)	Straight Outta Compton	15 296
	Regie: F. Gary Gray	
2 (2)	Hitman: Agent 47	9153
	Regie: Aleksander Bach	
3 (6)	Minions (3-D)	8151
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
4 (-)	The Transporter Refueled	7650
	Regie: Camille Delamarre	
5 (-)	Ricki And The Flash	7546
	Regie: Jonathan Demme	
6 (4)	Mission: Impossible 5	6821
	Regie: Christopher McQuarrie	
7 (3)	Vacation	6149
	Regie: J. F. Daley, J. M. Goldstein	
8 (5)	Southpaw	4486
	Regie: Antoine Fuqua	
9 (-)	Boychoir	2443
	Regie: François Girard	
10 (-)	Ooops! Noah Is Gone	2232
	Regie: Toby Genkel, Sean McCormack	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Honig im Kopf (Warner)
2 (1)	Fast & Furious 7 (Universal)
3 (2)	Insurgent (Ascot Elite)
4 (3)	Cinderella – Live Action (Disney)
5 (-)	Vikings Staffel 2 (Fox)
6 (-)	Maggie (Impuls)
7 (4)	Der Kaufhaus-Cop 2 (Sony)
8 (-)	24: Live Another Day (Fox)
9 (6)	Asterix im Land der Götter (Rainbow)
10 (5)	Kein Ort ohne dich (Fox)

Quelle: Media Control



Herrlich lebenswahr: «Olive Kitteridge».

DVD

Die Frau, die nach innen brennt

Die HBO-Miniserie «Olive Kitteridge» dümpelt im Schatten anderer hochkarätiger Serien. Zu Unrecht. Das Ehedrama ist ein Meisterwerk und endlich auf DVD erhältlich. *Von Wolfram Knorr*

Mit einem drohenden Suizid zu beginnen, ist ungewöhnlich, macht aber auch extrem neugierig: Was mag die alte Dame, die in einem Wald eine Decke ausbreitet, einen Revolver aus ihrer Tasche holt und läßt, zu diesem Schritt veranlasst haben? Mit versteinertem Gesicht schaut sie in den Himmel, um noch einmal die Schönheit des Lebens einzusaugen, dann hält sie sich die Waffe an die Schläfe, schliesst die Augen – und es beginnt die Rückblende, als Olive Kitteridge (Frances McDormand) mit ihrem Mann Henry (Richard Jenkins) und dem halbwüchsigen Sohn Christopher (Devin Druid) in einer Kleinstadt an der Küste von Maine lebten. Sie ist eine knochentrockene Mathematiklehrerin, er ein gutmütiger Apotheker; sie biestig, er gefühlsweich. Man lebt dunkel vor sich hin. Der Sohn duckt sich weg, Henry versucht aufzuhellen, sie, herb und giftig, verdüstert. Wenn sie dem Sohn seine schlechten Noten vorhält, versucht Henry, die frostige Atmosphäre mit warmerherzigem Lächeln aufzuwärmen; doch meist dümpelt er schwächlich schwankend im Meinungs-Kielwasser seiner Frau.

Ruck, zuck ist die Familie durch die Jahre der Abnutzung als Angehörige des trist-verkorkten Mittelmass-Mittelstands charakterisiert. Olive steht im Mittelpunkt der atemberaubenden Lebenschronik «Olive Kitteridge» nach dem Roman «Mit Blick aufs Meer» von Eliza-

beth Strout. Frances McDormand war von der Frauenfigur, deren nicht erfüllte Sehnsüchte sie so bitter machen, bis sie verbal Arsen destilliert, derart fasziniert, dass sie aus eigener Schatulle die Verfilmungsrechte erwarb, Jane Anderson mit dem Drehbuch beauftragte und sich Lisa Cholodenko (mit der sie schon «Laurel Canyon» drehte) als Regisseurin wünschte. HBO produzierte dann gemeinsam mit Playtone (Tom Hanks) die vierstündige Miniserie (pro Folge eine Stunde), die Sky ausstrahlte und die nun endlich als DVD vorliegt. Vermutlich galt die brillante TV-Serie als zu schwere Kost; jedenfalls blieb sie im Schatten anderer hochkarätiger Serien. Zu Unrecht, denn was als einziges grosses Lebensunglück erscheint, ist zugleich von einer enormen vitalen Lebenskraft mit komödiantischen Zügen. Vier Ereignisse werden, gewissermassen exemplarisch, herausgegriffen, ein Todesfall, eine Hochzeit, ein Verbrechen und ein Beziehungsende.

Immer steht dabei die fragile Beziehung auf dem Prüfstand: Olives gefühlsverkrüppelte Grobheiten, Henrys unterwürfige Gutgemeinheiten, die seelische Emigration des Sohns. Gefühlsäusserungen werden gemieden wie vom Teufel das Weihwasser, dabei ist die Sehnsucht, sie zu zeigen, zum Greifen spürbar. Das ist schlicht grandiose Mimenkunst. Die Wirklichkeit, die hier seelenfiligran abgelichtet wird, ist

sicher keine schöne, aber sie ist herrlich lebenswahr. Olive und Henry brennen beide nach innen, können aber das Feuer nicht löschen, das ihre Seelen verdorrt. Sie quält sich mit einer Affäre, zu deren Realisierung ihr der Mut fehlt; ihn peinigt die Angst, sie, Olive, zu verlieren. Vor allem können sie sich nicht eingestehen, dass sie sich lieben. Frederick Elmes, der für David Lynch arbeitete, hat das grandios kinomässig ins Bild gesetzt. ★★★★★

Weitere DVD-Neuheiten

Maggie — Ein völlig ungewöhnlicher Film in mehrerer Hinsicht: Zum einen wartet er mit einer verblüffenden Variante des Zombie-Genres auf, zum anderen ist er ein sehr schönes Vater-Tochter-Drama und – ganz besonders – ein ungewöhnlicher Arnold-Schwarzenegger-



Verblüffende Variante: «Maggie».

Film. Statt eines Tötungsroboters ist er ein liebender Vater, statt einer Comicfigur Charaktermime. Die Tochter wird Opfer einer Epidemie und derweil langsam zum Zombie – eine Verfallsgeschichte, und der Vater will sie nicht den Behörden übergeben. Henry Hobson musste mit seinem Erstling eine groteske Markterfahrung machen: Weil Arnie nicht wie üblich rumballert, traute man einer Kinoauswertung nicht. So landete er gleich auf dem DVD-Markt. Unbedingt sehenswert. ★★★★★☆

Fragen Sie Knorr

Seit Daniel Craig 007 verkörpert, ist James Bond völlig humorlos. Das soll sich ja auch im neuen Film nicht ändern. Gibt es eine Erklärung für diesen Imagewandel?

W. H., Zürich



Kein Medium ist so extrem dem Zeitgeist unterworfen wie der Film. In ihm lassen sich geradezu ideal die jeweiligen Moden, Bewusstseins- und Verhaltensweisen und ihre Veränderungen konservieren. Und das betrifft natürlich auch Phänotypen wie James Bond,

'71 — Gerade hat er die Grundausbildung hinter sich, da wird Gary Hook (Jack O'Connell) nach Belfast geschickt: 1971, in der heissesten Phase des Nordirlandkonflikts. Im Strassemob gerät Gary hinter die Linien und muss sich gegen Katholiken wie Protestanten zur Wehr set-



«Rennen, rennen, rennen: «'71».

zen. Es gibt für Gary, bedroht von loderndem Hass, nur eines: rennen, rennen, rennen. Das Kinodebüt des TV-Regisseurs Yann Demange ist eine furiose Hatz durch die Hölle religiösen Fanatismus und dabei höchst subtil. Momente der Ruhe gibt es kaum in dem der Tradition des Spülstein-Realismus verpflichteten Films. Ein Meisterstück. ★★★★★

Schändung — Nach «Erbarmen», der dänischen Verfilmung von Jussi Adler-Olsens Bestseller-Thriller, wurde auch der zweite Band verfilmt. Doch im Gegensatz zu «Erbarmen», der im Kino offenbar nicht den erhofften Umsatz machte, ist «Schändung» gleich auf DVD erschienen. Das alte Team zeigt wieder eine marode Gesellschaft mit diabolischem Kinoschmiss. Aus einem Elite-Internat stammend, kann eine Clique einflussreicher Unternehmensbosse von ihren sadistischen Mordgelüsten nicht lassen. Die Dämonie der Schönen und Reichen wird lustvoll zelebriert, und die Polizei ist reichlich missgelaunt. Eine schöne «Tatort»-Alternative. ★★★★★☆

der sich immer wieder dem wechselnden Zeitgeist anpassen muss, um zu überleben. Und der steht nun mal unter dem Einfluss von Wirtschaft und Politik und beeinflusst auch die Unterhaltung. So hat sich der Geist der Spassgesellschaft verzogen, weshalb Bond kein Ironiker mehr sein darf. Und wer kann den bitteren Ernst besser verkörpern als Daniel Craig?

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

«Tradition in Transition»

Von Peter Rüedi

Auf dem Titel der CD ist ein schönes See-stück des russisch-armenischen Marine-malers Iwan Konstantinowitsch Aiwasowski zu sehen, ein Dreimaster, hart am Wind bei schwerer See. Die spätromantische Peinture passt durchaus zur Musik von Urs Bollhalders Trio. Die elf Eigenkompositionen des Pianisten sind ihrerseits «Seestücke», wenn auch nicht unbedingt im Sinn von Programmmusik. Vor allem aber ist diese Pianotrio-Kunst in der Nachfolge von Bill Evans ihrerseits der spätromantischen Tradition verpflichtete, fließende Klangmalerei, wenn auch selten so dramatisch aufwühlend wie Aiwasowskis prekäres Tableau. Bollhalder, 2006 Laureatus der Jazzschule Luzern, kennt zweifellos die romantische Klavierliteratur des 19. Jahrhunderts. Er ist ein grosser Lyriker und Melodiker, ja Melomane, nicht anders als Heiri Känzig, der Bassist seiner Wahl, der mit seinen singenden Linien und mächtigen Grooves das Zentrum dieses wunderbar offenen, interaktiven Trios ausmacht. Die beiden kennen sich seit der Zusammenarbeit in Känzigs Gruppe «Buenos Aires», einem interkulturellen Projekt von geradezu glühender Strahlkraft.

Bollhalders superbes Trio (der Dritte ist der mal fein ziselierende, mal handfeste Drummer Kevin Chesham) ist Anlass, auf ein anderes Meisterwerk Känzigs hinzuweisen, das umstandslos zu preisen unangebracht wäre, weil die *liner notes* der CD von diesem Kolumnisten stammen. Ich meine den fabelhaft lebendigen, ebenso ernsthaften wie beschwingt-humorvollen Dialog Känzigs mit einem andern grossen Melodiker, dem aus Chicago stammenden, heute in Biel lebenden Saxofonisten Chico Freeman, einem Meister in vielen Zungen zwischen Avantgarde, Post-Bop, elektrischer Musik und Urväter-Blues, lateinischen und anderen Folkloren. Die beiden finden sich in einem rücksichtsvoll sensiblen und gleichzeitig zwingend folgerichtigen Diskurs über (bei allen Differenzen der Herkunft) gemeinsame *roots*: inspiriert, groovig, bewegend. «Tradition in Transition» (um mit dem Titel einer schönen alten LP von Freeman zu sprechen).



Urs Bollhalder Trio:
Eventide.
Musiques Suisses. MGB Jazz 15
Chico Freeman/Heiri Känzig:
The Arrival.
Intakt Records. Intakt CD 251

Für eine bessere Welt

Die Hautevolee von Zürich an der Swiss Red Cross Gala.

Von Hildegard Schwaninger



Im besten Licht: Annemarie Huber-Hotz (4. v.l.) mit ihren Gästen.

Die Swiss Red Cross Gala findet alle zwei Jahre statt und ist punkte Eleganz und Stil unerreicht. Letzten Samstag war es wieder so weit. Der bunte Teppich wurde vor dem «Dolder Grand» ausgebreitet für die Hautevolee von Zürich und ihre internationalen Gäste, die 900 Franken Eintritt pro Person bezahlt hatten und zugunsten des Roten Kreuzes eine fröhliche Galanacht zelebrierten. Russische Oligarchen waren da – unter ihnen der bekannte **Vasily Anisimov**, mit seiner Frau **Ekaterina**, der aus Kasachstan kommt und jetzt in Küsnacht eine bombastische Villa bewohnt sowie der aus Jugoslawien stammende **Dusko Andjelkov**. Der deutsche Juwelier **Axel Krieger** und seine Begleiterin, **Ute Baum**, waren anwesende Sponsoren. Ihre Firma **Vainard** spendete Diamant-Ohringe für die Auktion. Die Veranstaltung wurde

auf Englisch moderiert, **Annemarie Huber-Hotz**, Präsidentin des Schweizerischen Roten Kreuzes, die die Gäste mit einer Rede willkommen hiess, wie auch **Silvia Affolter**, die den Abend moderierte, glänzten mit ihrem besten helvetisch gefärbten Englisch. Ansonsten war der Abend eine *Swiss affair*. Gleich vier Schweizer Missen waren da, die amtierende **Laetitia Guarino** und die Ex-Missen **Kerstin Cook**, **Alina Buchschacher** und **Tanja Gutmann** – angeführt vom Miss-Schweiz-Veranstalter **Guido Fluri**, der früher Verdingkind war. Auch die ehemalige Eiskunstläuferin **Sarah Meier** und die Sängerin **Nubya** bereicherten den Abend mit ihrer Präsenz.

Abgesehen von diesen *yellow press beauties* sah man vor allem altes und neues Zürcher Geld. Und viele Männer, die in den Zürcher Zünften eine Rolle spielen. Stark vertreten waren die Gesellschaft zur Constaffel (**Franz Albers-Schönberg**, sein Bruder **Martin Albers-Schönberg**, **Dominik Zehnder**, sein Bruder **Andreas Zehnder**) und die Zunft zur Schiffeleuten (die Kaufleute **Tomas Prenosil** und sein Bruder **Milan Prenosil** von der Confiserie **Sprüngli**, **Olivier Burger** von PKZ).

Ohne die tatkräftigen Frauen dieser Männer wäre dieser Abend nicht zustande gekommen. Sieben Frauen aus der Zürcher Gesellschaft tun sich seit Jahren zusammen, um diese Red Cross Gala zu organisieren und damit den Ärmsten

der Armen zu helfen. Ihr Anliegen ist die Gesundheit der Menschen in der Dritten Welt. Dieses Jahr geht der Gala-Erlös – unter dem Motto «Everything starts with good health» – nach Bolivien. 500 000 Franken wurden gesammelt, das zweitbeste Resultat bisher. 2013 waren es 700 000. **Hilda Burger-Calderón**, die Frau des PKZ-Besitzers und gebürtige Kolumbianerin, führt das Komitee an: **Clarissa Zehnder**, **Susan Bär**, **Yogini Kakar**, **Amaya Albers-Schönberg**, **Sasha Prenosil** und **Marilo Illy** stehen ihr bei. Das sind nicht *ladies who lunch*, das sind Frauen, die sich einsetzen für eine bessere Welt. Im «Dolder Grand» erstrahlten sie – eine eleganter als die andere und alle in Grün (letztes Mal trugen sie Rot) – in ihrem besten Licht, aber vorher hatten sie hart gearbeitet. Engagiert im Red-Cross-Programm «Victims of Forgotten Disasters», haben sie in Bolivien die Krankheit Chagas entdeckt; die Prävention dieser Krankheit ist ihr Anliegen. Die Frauen reisten nach Südamerika – selbstverständlich auf eigene Kosten –, um sich von der Notwendigkeit ihres Hilfsprogramms zu überzeugen.

Der Goodwill der Sponsoren ist den Damen der Gesellschaft sicher. So konnte **Andreas Rumbler**, Chairman von Christie's Schweiz, der die Auktion durchführte, ein paar interessante Objekte versteigern. Für einen VIP-Trip (mit Etihad Airways) zum Grand Prix nach Abu Dhabi liess **Walter Beller** (ja, der Mann von **Irina**) 30 000 Franken springen.



Swiss affair: Laetitia Guarino mit Freund.

Der Abend war bunt und dauerte lang. Nach dem Diner (Lachstatar mit Spargeln, Garnele und Papaya, argentinisches Rindsentrecôte mit grünen Bohnen, Kartoffelpüree und Trüffeljus, warmes Schokoladenküchlein mit Beeren und Vanilleglace) spielte die Band **Pegasus**, und **Feuer** kam in die Gesellschaft. Kaum jemand sass mehr am Tisch, die einen standen vor dem Hotel und rauchten, die anderen stürmten die Tanzfläche. Die Party ging weiter in der «Belvedere Vodka Bar» mit DJ **Lukjlite**. Es war 4.30 Uhr, als sich die letzten Gäste verabschiedeten – bis in zwei Jahren bei der nächsten Swiss Red Cross Gala. Doch man sieht sich sicher vorher: Man ist gut vernetzt.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Gut vernetzt: Ronald Sauser, Silvia Affolter.

Natürlich traumhaft

Die Kauffrau Nicole Arnold, 31, und der Abteilungsleiter Daniel Ackermann, 33, haben kürzlich geheiratet. Die Zahl 13 erwies sich als Glückszahl.



«Irgendwie vernünftig»: Arnold-Ackermann.

Daniel: Wir lernten uns an einem Reiterfest in Ramiswil SO kennen und fanden uns gleich sympathisch.

Nicole: Am Anfang waren wir gute Freunde in einer grösseren Clique und sahen uns immer wieder, und so lernten wir uns besser kennen. An einem Abend, als wir den Geburtstag eines Freundes feierten, kamen wir uns dann näher, und von da an war uns klar, dass wir zusammengehören. Die Liebe würden wir nicht als Zufall bezeichnen. Sie wächst in all den guten und schlechten Zeiten. Dabei stellt sich heraus, wie stark die Liebe ist und werden kann.

Daniel: Es gab allerdings auch Zeiten, da lebten wir uns auseinander. Dieser Grund ist wohl der am häufigsten genannte, wenn sich Paare trennen. Dass man wieder zueinanderfinden kann, dass die Fremdheit oder mangelnde Intimität nicht einfach ein Schicksalsschlag sind, das wissen wir heute. Das Vermögen, sich einander wieder anzunähern und manche Missstände zu überwinden, macht unsere Liebe heute auch aus.

Nicole: Das Wissen, dass eine Beziehung nicht perfekt sein muss, hat uns immer geholfen, die Kirche im Dorf zu lassen. Eigentlich waren wir von Anfang an realistisch und irgendwie ver-

nünftig. Wenn man weiss, dass man auch die nicht so guten Zeiten gemeinsam durchstehen kann, wird das Vertrauen in die Partnerschaft gestärkt.

Daniel: Natürlich gab es auch viele Highlights: unter anderem unsere erste gemeinsame Wohnung oder gemeinsame Ferien, die unvergesslich bleiben. Wir wussten schon sehr lange, dass wir zusammengehören, weil wir uns aufeinander verlassen können.

Nicole: Am 31. Geburtstag von Daniel, am 13. April 2013, nach dreizehn Jahren Beziehung, machte ich ihm einen Antrag. Es verlief nicht auf dem normalen Weg, ich stellte ihm die Frage in einem Brief. Als er «Ja» sagte, gingen wir gleich los und kauften unsere Verlobungsringe. Danach fand die grosse Geburtstags- und Verlobungsfeier statt – mit all unseren Kollegen und den Familien.

Daniel: Dabei mussten wir lernen, organisatorische Sachen abzugeben und anderes einfach anzunehmen. Man hat die Kontrolle nicht mehr, doch unser Vertrauen wurde nie enttäuscht. Die Hochzeit war natürlich traumhaft. Wir hatten das Glück, dass wir alles so

«Das Wissen, dass eine Beziehung nicht perfekt sein muss, hat uns immer geholfen.»

machen konnten, wie wir es uns vorgestellt hatten, das Budget war bei uns nie ein Thema. Als Erstes gingen wir mit der Familie auf das Standesamt in Balsthal SO und liessen uns zivil trauen. Danach ging es weiter in den «Schmitte»-Garten in Balsthal. Eines der Geschenke von Daniels Bruder war, dass er mit seiner Band Bad Ernest die neue CD live für uns spielte. Zum Schloss Waldegg fuhren wir mit einer Limousine, die unsere Trauzeugen organisiert hatten.

Nicole: Jetzt geniessen wir unsere Zweisamkeit, freuen uns auf unsere dreiwöchige Hochzeitsreise nach Mauritius und sind uns einig, dass unser Glück in der Zukunft eine Familie und Wohneigentum sind.

Protokoll: Franziska K. Müller

Schweizer sein

Von Andreas Thiel —
Ein Schweizer – was ist das eigentlich?

Journalist: Herr Thiel, was bedeutet es Ihnen, Schweizer zu sein?

Thiel: Ich bin nicht Schweizer, ich bin Basler.

Journalist: Wieso?

Thiel: Basel ist mein Heimatort.

Journalist: Das macht Sie zu einem Schweizer.

Thiel: Nein, in der Schweiz ist man nicht Schweizer, sondern – wenn schon – Langenthaler, Mümliswiler oder Niederbipper. Aber man würde sich nie als Schweizer bezeichnen. So etwas tut man nur im Ausland – aber nicht, ohne noch eine kritische Bemerkung zur Schweiz zu machen.

Journalist: Aber Sie sind doch ein gebürtiger Berner.

Thiel: Ja, aber für die Berner bin ich ein Thurgauer, weil meine Eltern aus dem Thurgau kamen. Ausserdem sind wir später nach Solothurn gezogen.

Journalist: Dann sind Sie Solothurner.

Thiel: Nein, dort bin ich ein Zugezogener.

Journalist: Sie fühlen sich also am meisten mit Basel verbunden?

Thiel: Nein, das ist bloss mein Heimatort, weil mein Opa dort über die Grenze kam.

Journalist: Aber Sie sind doch stolz darauf, Schweizer zu sein, nicht wahr?

Thiel: Es wäre unschweizerisch, stolz darauf zu sein, Schweizer zu sein. Das ist verpönt. Eigentlich ist es gerade das, was uns Schweizer ausmacht, dass wir nicht stolz darauf sind. Es gibt zwar Schweizer, die stolz darauf sind, Schweizer zu sein. Das sind aber nur solche, die frisch eingebürgert wurden. Und gerade daran erkennen wir richtigen Schweizer, dass diese neuen Schweizer keine richtigen Schweizer sind, weil sie stolz darauf sind, Schweizer zu sein.

Journalist: Dann haben sich die noch nicht richtig assimiliert?

Thiel: Das Bundesamt für Kultur hat eine Präventionskampagne lanciert, mit welcher Eingebürgerte darauf sensibilisiert werden, nicht stolz darauf zu sein, was sie geworden sind.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Aus dem Niemandsland

Von Peter Rüedi



Das das Piemont einer der Kraftorte für grosse Weine ist, weiss inzwischen auch, wer sich nicht täglich durch Weinführer blättert. Weltkulturerbe. Das bezieht sich freilich auf den Landstrich der Langa mit den grossen Roten aus Nebbiolo: Barolo und Barbaresco. Schon der Barbera, in der Obhut von Spitzenwinzern längst vom Schüttwein für den Offenausschank zur Kostbarkeit mutiert, wird sein plebejisches Image nur mit Mühe los. Die Sorte Dolcetto, die wunderbare, nicht für die Ewigkeit bestimmte frische Weine hervorbringt, ist so etwas wie die arme Verwandte, und die zum Teil grossen Nebbioli aus dem Nordpiemont (Ghemme, Gattinara etc.) sind Aussenseiter aus der Diaspora. Die geheimste Nische ist freilich eine Appellation im Süden des Piemonts, die «Colli Tortonesi» (seit 1973). Tortona war gemeinhin als Autobahn-Kreuzpunkt bekannt, als eine Art Egerkingen Süd. Bis Walter Massa, 59, bei der Erbteilung des väterlichen Betriebs mit den unrentablen Reben bedacht, halb aus Trotz, halb aus Neugier 400 Stöcke einer vergessenen weissen Sorte separat vinifizierte. Es war die Wiedergeburtstunde der Timorasso, die uns heute, in den Flaschen von Massa und seinem Kollegen Claudio Mariotto, als wahres Wunder aus dem Glas anspringt. Die Timorasso macht Weine, die anders sind als alle Weissen der Welt: hocharomatisch, fleischig und nachhaltig im Körper, gleichzeitig hochelegant, würzig, mineralisch. Weisse auf der Stufe eines Barolos oder Barbarescos, wie ihre Apologeten (wie ich) meinen. Die geniessen auch die sich mit zunehmendem Alter einstellenden Petrolnoten als eine Qualität. Meister Massa macht einen eher klassisch austarierten «Derthona Montecitorio» (den alten Namen für Tortona hat er als Marke schützen lassen) und einen extravaganteren «Derthona Sterpi», der vor Frische und eigenwilliger Frucht am Gaumen geradezu explodiert. *No barrique!* Er wäre meine Wahl, wenn ich wählen müsste. Fabelhaft sind beide.

Vigneti Massa Timorasso «Derthona Sterpi» 2012. 14%. Boucherville, Zürich. Fr.37.–. www.boucherville.ch

Vigneti Massa Timorasso «Derthona Montecitorio» 2012. 13,5%. Fr. 37.–(ebenda)

Das Ende der Welt ist nah

Man sieht den Jura aus einer neuen Perspektive, wenn man bei Georges Wenger gegessen hat. Von David Schnapp



Milde Süsse und feine Säure: «Georges Wenger», Le Noirmont.

Der Jura ist so etwas wie das Stiefkind der Schweiz, hin und her gerissen zwischen den Sprachregionen und weit weg von allem – meint man. Denn dass der Jura weit weg ist, stimmt nicht, nach Le Noirmont, wo ich Georges Wenger besuche, sind es neunzig Minuten mit dem Auto von Zürich aus. Ab Bern oder Basel erreicht man den Ort auf 1000 Metern über Meer in etwa sechzig Minuten. Und wer lieber Zug fährt: Vom Bahnhof bis zum Restaurant braucht man rund zwanzig Schritte.

Wenger ist ein Botschafter des guten Geschmacks für den Jura. Mit Verve und blitzenden Augen erzählt er von den Gemüsebauern, mit denen er schon im Winter bespricht, was im Frühling zuhanden seiner Restaurantküche angepflanzt werden soll. Erzählt von den Landwirten, die auf die Idee gekommen sind, die im Sommer ungenutzten Kuhställe mit Geflügel zu besetzen. Von Käse ist die Rede und davon, dass die Schweizer Landwirtschaft und Politik falsche Anreize setzt, wenn man massenhaft Mais oder Milch für den Export produziere, um damit auf dem Weltmarkt unterzugehen. Wenger fordert mehr Bewusstsein, mehr Stolz und mehr Engagement für die besonderen Produkte, die auf Schweizer Boden und in helvetischen Gewässern überall gedeihen.

Das bringt uns zum Mittagessen beim mit 18 Gault-Millau-Punkten und 2 Michelin-Sternen ausgezeichneten Wenger, der am «Ende der

Welt», wie er sagt, seit 1981 Gäste empfängt. Er serviert zu Beginn eine mit altem Sbrinz überbackene, erfrischend kühle Tomate mit Tomatenwasser und Rucola und ein Stück knusprig gebratener Foie gras mit wilden jurassischen Pflaumen. Milde Süsse und feine Säure sowie der Fruchtgeschmack verbinden sich ideal mit den Röstnoten der Entenleber. Die kommt aus Frankreich; Wenger sagt, er wolle nicht nur mit Schweizer Produkten kochen. Das sei im Winter sowieso schwierig, und ausserdem sei der Nachbar bloss wenige Kilometer entfernt. Wenn man also von Regionalküche sprechen will, gehört Frankreich auch zum Jura.

Wengers Küche ist so gesehen klassisch französisch. Hervorragende Produkte, perfekt zubereitet, und Saucen, die als geschmackvolle Flächen auf den Teller kommen und nicht als präzise Aromenpunkte. Der Hauptgang erfüllt alle diese Kriterien: das erwähnte Freiburger Geflügel, von dem es die butterzarte Brust sowie eine Art Terrine aus dem Schenkel gibt, dazu Eierschwämmli, Krautstiel, in Portwein gegart, Eierschwämmli und ein Geflügeljus von epischer Tiefe – man könnte es anders, aber kaum besser machen.

Restaurant & Hôtel «Georges Wenger»

Rue de la Gare 2, 2340 Le Noirmont

Tel. 032 957 6633

Montags und dienstags geschlossen.

Ausführliche Menübesprechung auf www.dasfilet.ch



Auto

Klappe auf

Der Mercedes AMG GT klingt und fährt gut. Fragen gibt es noch zur Ergonomie am Lenkrad. *Von David Schnapp*

Die Geschichte begann mit dem AMG SLS, dem ikonischen Sportwagen, den Mercedes 2009 präsentierte. Es war der erste Mercedes, der komplett von der internen Performance-Marke AMG entwickelt und in Handarbeit gebaut wurde. Unvergessen sind mir die Fahrten mit dem «Flügelträger»: über sieben Schweizer Pässe an einem Tag beispielsweise. Der SLS fiel wegen seiner expressiven Form auf, mit seiner ewig langen Motorhaube und seinem mäch-

tigen 6,2-Liter-Saugmotor, der laut und potent röhrt. Ich fuhr den SLS sehr gern, und wäre ich nicht Journalist, sondern Erbe, hätte ich mir wahrscheinlich für etwas über 200 000 Franken einen in die Garage gestellt.

Nun, der SLS ist Geschichte, jetzt kommt der AMG GT, die zweite Sportwagenentwicklung von AMG. Er wird oft als Porsche-911-Konkurrenz bezeichnet, aber ich bin nicht sicher, ob das stimmt. Denn ein Turbo S ist in der Grundversion rund 60 000 Franken teurer als ein GTS, und ausserdem ist der Elfer bei allen wichtigen Messwerten stärker und schneller. Sogar die Alltagstauglichkeit liegt beim Porsche höher, er hat zwei klappbare Rücksitze für Kinder oder Gepäck, während der Mercedes ein reiner Zweisitzer mit Kofferraum (350 Liter) ist.

Wo der Mittelunnel sich erhebt

Nun sitze ich aber im GT S und fühle mich etwas beengt – breit erhebt sich der Mittelunnel zwischen den beiden Sitzen. In Sachen Ergonomie gibt das Cockpit nicht durchwegs zufried-

denstellende Antworten: Die Tasten, mit denen man Federung, Auspuff und Ansprechverhalten einstellen kann, sind weit verstreut, das Hebelchen für das Sieben-Gang-Doppelkupplungsgetriebe sitzt etwas gar weit hinten. Mit dem Druck des Startknopfs ertönt die Startfanfare des V8-Frontmittelmotors, der mit zwei Turboladern bestückt ist. Erwartungsfroh brabbelt das Aggregat vor sich hin und brüllt je nach Stellung der Auspuffklappen laut auf. Beim Sound-Design haben die AMG-Spezialisten alles richtig gemacht.

In der stärkeren von zwei Modellvarianten als GTS hat der neue AMG einen Race-Modus, und wer damit auf der Rennstrecke fährt und die entsprechende Technik beherrscht, kann sehr schön durch Kurven driften. Das lässt sich zumindest aus einschlägigen Youtube-Videos schliessen. Auf normalen Strassen, etwa dem Vierwaldstättersee entlang, empfiehlt sich eine angepasstere Fahrweise. Aber auch dann macht der Sportwagen in jeder Kurve grösste Freude, weil er sich regelrecht in jede Biegung hineindreht. Auf der Autobahn fallen die Gran-Turismo-Fähigkeiten des Wagens auf – der hohe Abrollkomfort, die leichtgängige Lenkung wie auch die erstklassige Stereoanlage aus dem Hause Burmester. Fazit: gut, teuer und schnell – der AMG GTS erfüllt alle Ansprüche, die man allenfalls an die neue Sportskanone von Mercedes gehabt haben könnte.

Mercedes AMG GT S

Leistung: 510 PS, Hubraum: 3982 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 310 km/h
Preis: ab Fr. 181 100.–, Testwagen
Fr. 234 620.–





«Im Schnitt kommt alle zehn Jahre ein IQ-Punkt dazu»: Privatfernsehchef und Unternehmer Kaiser, 45.

MvH trifft

Dominik Kaiser

Von Mark van Huissing — Wir werden immer klüger – auch wegen seiner Sendungen, sagt der Chef des Schweizer Privatsenders 3+.

Was läuft auf deinen Sendern zurzeit Highlight-Mässiges? – «Der neue «Bachelor» kommt im Oktober ... Aktuell zeigen wir diverse Erstaussstrahlungen von Hollywood-Blockbustern und neuen Serien. Und natürlich läuft auch der «Bauer» [«Bauer, ledig, sucht ...»] wieder, er ist sehr gut gestartet. Ich hebe immer gern unsere erfolgreichen Eigenproduktionen wie den «Bachelor» oder eben den «Bauern» hervor, diese herzlich-romantische Sendung – da wird geheiratet, es gibt Kinder, und sie wird breit gesehen, die Sendung hat auch viele Fans jenseits der fünfzig. Für einen Sender mit jungem Zielpublikum ist das eher die Ausnahme.» – «Als du angefangen hast mit 3+ [im Jahr 2006], haben sogenannte Experten mehr oder weniger einstimmig gesagt: «Dieser Sender hat wirtschaftlich keine Chance.» Es kam anders ...» – «Ja, es geht gut, wir sind gesund, wachsen jedes Jahr ein bisschen, aus Eigenmitteln – es ist wirklich super raus-

gekommen. Rückblickend kann man das auch nachvollziehen: Es gab diverse gescheiterte Projekte [Schweizer Privatfernsehsender], die, im Unterschied zu uns, Medienunternehmen gehörten. Uns hat niemand gekannt, wir kamen aus dem Musikfernsehen ...»

Dominik Kaiser, 45, ist ein Schweizer Film-, Fernseh- und Musikproduzent sowie Unternehmer (Wikipedia). Angefangen hat er als Mitbesitzer zweier Plattenlabels, und er hat unter anderen die Schweizer DJane Tatana mitaufgebaut; zudem hat er am Anfang die Street Parade in Zürich mitveranstaltet. Danach leitete er den Musiksender Viva Plus in Köln oder produzierte Serien für das Schweizer Fernsehen. 2006 gründete er mit privaten Darlehen den Schweizer Privatsender 3+; mittlerweile ist er der meistgesehene Privatsender der Schweiz, und es gibt ausserdem die Kanäle 4+ und 5+, die Spielfilme, Dokumentationen sowie Wiederholungen von 3+-Eigenproduktionen zeigen.

Ich war 2006/7 Jurymitglied der 3+-Musik-Castingshow «Superstar». Kaiser ist unverheiratet und kinderlos, er lebt in Rüslikon.

«Wo du Beobachter auch überrascht hast, ist beim Niveau, vor allem deiner Eigenproduktionen... Es ist intellektuell vielleicht unter den niedrigen Erwartungen.» – «Haha, es ist gutgemachte Unterhaltung, mit der wir oft mehr Zuschauer erreichen als SRF 1 und 2.» – «Wie siehst du's, findest du dein Programm smart?» – «Muss ein Programm smart sein? Ich denke, es muss vielmehr smart gemacht sein: Wir sind ähnlich positioniert wie die grossen deutschen Privatsender, oft sind unsere Sendungen herzlicher und weniger zugespitzt. Aber natürlich machen wir Unterhaltungsfernsehen, und das funktioniert vor allem über Emotionen. Aber ob das Niveau darum tief ist – ich bin nicht sicher. Im Buch «Everything Bad Is Good for You» wird eine Langzeitbetrachtung zitiert, die besagt: Die Menschen werden immer intelligenter, im Schnitt kommt alle zehn Jahre ein IQ-Punkt dazu. Eine Erklärung dafür ist, dass Unterhaltung – in Romanen, im Fernsehen, in Videogames – jedes Jahr komplexer wird und die Menschen klüger werden, weil sie zum Mitdenken verführt werden. Man muss nur eine Folge «Dallas» [amerikanische Serie ab 1978] vergleichen mit einer modernen Serie, um zu sehen, dass man heute viel mehr Grips braucht, um Unterhaltung geniessen zu können. Früher gab es einen Handlungsstrang und gute oder böse Charaktere; heute hat man mehrere Handlungsstränge, und kein Charakter ist mehr nur gut oder nur böse. Auch bei Sendungen wie «Der Bachelor» oder «Die Bachelorette» – damit man Freude daran hat, muss man wissen, wer die vielen Kandidaten sind, und deren Background kennen.»

«Du trinkst keinen Alkohol, keinen Kaffee und rauchst nicht – du bist ein Asket.» – «Ich ess' sehr gern gut, ich find' Schokolade super, ich ess' relativ gesund, würd' ich sagen.» – «Also kein Asket?» – «Ich mach' viel Sport, schwimme viermal in der Woche – ich fühle mich nicht besonders asketisch, im Vergleich mit dem Durchschnitt bin ich es wahrscheinlich aber schon ein wenig.» – «Und im Vergleich zu deinen Fernsehzuschauern erst ...» – «Haha, es gibt sicher auch solche, die keinen Alkohol trinken.» – «Man stellt sich vor, wie sie auf dem Sofa sitzen, den «Bachelor» schauen, Bier trinken, Chips essen ...» – «Das ist der durchschnittliche, klišierte Fernsehzuschauer; ich denke aber, die Zuschauerin unserer Sender ist urbaner, trinkt Evian und isst dunkle Schokolade.»

«Was wirst du als Nächstes tun?» – «Allgemein geantwortet: Ich möchte noch mehr reisen. Ich war viel unterwegs in letzter Zeit, das hat mir extrem Spass gemacht. Wir leben in einer sehr interessanten Zeit.»

Sein liebstes Restaurant: «Sala of Tokyo», Limmatstrasse 29, Zürich, Tel. 044 271 5290

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15			16	
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
				32	33					34	35			
36		37					38	39					40	
41											42			
43								44					45	
46											47			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Empfindungsvermögen passt auch

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Der Gestank der Rinde führt zum Namen des Strauches. 8 Mit K werden nachfolgende Buchstaben zu alternativem Kohl. 11 Ein Glockenschlag wie ein Bass. 12 Empfehlenswertes Tun vor dem Ruh'n in der Sonne. 14 Grundlegend schon auch ungestüm. 15 Die Baumesse in München ist was der Ort im Tösstal. 17 CH-Behörde für Radio- und TV-Reklamationen. 18 Im Notfall wirkt sie belebend. 19 Nicht wirklich Tag und Nacht, aber fast schon so. 21 Voraussetzung für Savoie-vivre. 22 Aus Eisen und also wie ein Gesetz. 24 Das von Homer besungenesiebertorige...in Böotien. 27 Die Fotografin stand Adolf nah, der Diktator ihr auch. 28 Henry & Julie, realer: er und Vera. 29 Vom Walliser Stockalper geprägt, der vormals keltische Hügel. 32 Der Arzt zur Krankheit: ruhig verlaufend. 34 Die mit der blitzartigen Wirkung. 36 Richtungsweisende Vorrichtung, solch einem Mann bekannt. 38 Die Gleichförmigkeit ist ohne jede Bedeutung. 41 Um es treffend zu sagen, darf es auch zugespitzt sein. 42 Das Orakelbuch kommt einem chinesisch vor. 43 Beifügen, please. 44 Mutig, wer damit gehorsamen Ja-Sagern entgegentritt. 45 Der letzte entsprach der Jahreszeit, finden Romands. 46 Jener philosophische im Sinne der Logik ist auch dem Juristen bekannt. 47 Bei Angestellten mögen Chefs ihn ganz besonders.

Senkrecht — 1 Fellfarbe, etwa von Pferden. 2 Lautlose Schwerstarbeiterinnen. 3 Hinunterkippen als adäquate Alternative. 4 Ein Pionier, er und seine Psychometrie. 5 Was man mit dem Geld in Notlage eher nicht macht. 6 Strahlend, und damit gut für mehr Energie. 7 Respekt, wer sie sich erworben hat. 8 Zwei Paare ergaben Popgruppe als Palindrom. 9 Sonniger Ort gegenüber Eiger, Mönch und Jungfrau. 10 In Grönland hat man die grösste Chance, sie zu treffen. 11 Wo das Geld gut aufgehoben ist, oder eher: war. 13 Die galaktische Barbarella wird Wirklichkeit. 16 Britisch-Indien: Fürstentum und britisches Protektorat. 20 Es war einmal ein Amt in römischen Zeiten. 23 Elektronenröhre, Röhrentyp, Nachfolger der Hexode. 25 In Streit geraten äussert sich auch so. 26 Der Piz, genau: der die Grenze zwischen Österreich und der Schweiz markiert. 28 Ein netter Kerl, der Karl aus Bern. 30 Man kann es auch künstlerisches 3D nennen. 31 Solche wie Corelli und Locatelli oder Oistrach und Menuhin. 33 Er ist Nachbar eines Russen. 35 Solche Sachen gehören bestimmt dir. 36 Womit das Gel zum Gemüse mutiert. 37 Kürzung, welche die Eidgenossenschaft ganz direkt betrifft. 39 Albert, der radelnde Weltmeister von einst. 40 Einstiger Citroën mit Kultstatus und Kosenamen.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 432

	A	S	T	I	P	R	I	S	M	D	S			
	B	E	R	N	A	I	T	A	L	E	N	T		
A	T	L	A	S	W	E	B	E	R	I	N	E		
R	E	I	N	I	G	E	N	R	I	E	G	E	L	
R	I	G	I	D	N	S	N	O	B			Z		
I					G	E	R	I	P	P	E	S	T	E
V	K				R	E	G	I	E	P	R	A	E	
A	R	E	N	K			R	I	R	E		T	N	T
L	A	N	U	G	O		A	S	E	P	S	I	S	
	G	E	B	I	R	G	E		G	I	E	R	I	G
J	E	M	A	N	D		U		E	T	U	E	D	E
	N	A	S	A			A	S	T	R	A	L		L

Waagrecht — 1 ASTI 5 PRISM 11 BERNA
12 TALENT 14 ATLAS 15 WEBERIN 16 REINIGEN
17 RIEGEL 18 RIGID 19 SNOB 20 GERIPPE
23 ESTE (Arvo Pärt: Komponist aus Estland)
27 REGIE 28 PRAE 29 AREN 32 RIRE 34 TNT
35 LANUGO (Fetus bedeckender Haarflaum)
37 ASEPSIS 39 GEBIRGE 40 GIERIG 42 JEMAND
43 ETUEDE 44 NASA 45 ASTRAL (-körper)

Senkrecht — 1 ABTEI 2 SELIG 3 TRANIG 4 INSIDER
6 RIEN (rein) 7 STERNE 8 MARIO 9 DENG
10 (Zitronen-)STELZE 13 LIEBER 14 ARRIVAL
15 WENIG 19 SPEIS 21 REKORD 22 PIRAEUS
24 SATIRE 25 TENSID 26 KENEMA 28 PEPITA
30 (K-) RAGEN 31 NUBAS 33 REGER 36 GINA
(Lollobrigida) 38 SEUL (franz. f. alleine, einsam)
41 GEL

Lösungswort — **SERIOSITAET**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL ROLEX DEEPSEA


ROLEX



BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com